

# Oldenburgische Blätter.

N<sup>ro</sup>. 4. Montag, den 22. Januar 1821.

## Ueber Tischbeins neueste Gemählde.

Dem Menschen, der die Welt durchstreift, dem ihre Lichter und ihre Schattten, ihre Blüthen und ihre Kühlungen, ihre Bilder und ihre Worte die Seele ergreifen, das Herz bewegen und die Einbildungskraft beflügeln, dem zeigt sich bald, als auffallende Erscheinung, neben der endlosen Mannigfaltigkeit der Dinge in der Welt die eben so große Verschiedenheit der Eindrücke auf die Gemüther der Menschen, indem ein und derselbe Gegenstand jeden Menschen auf andere Weise aussprechen, in jedem eigne Empfindungen erregen kann. Hätte nur jeder Mensch so viel Geistesbildung, um die Sprache vollkommen zu beherrschen, so daß er jedes seiner Gefühle vollkommen aussprechen könnte, so würde sich dies noch auffallender überall zeigen. Man versuche nur, viele Menschen, jeden einzeln für sich, über einen Baum, einen Garten, ein Buch, ein Bild, eine Statue, oder eine bekannte Idee mit Aufmerksamkeit zu befragen, und man wird gewiß sehr selten in zwey Seelen

genau dieselbe Vorstellung von dem Gegenstande finden. Gott selbst, der in Werken höchster Vollendung spricht, dessen Stimme unser eignes Herz ist, wie verschieden wird er von den Menschen erkannt! Und nehmen wir den Wenigen, die ziemlich einig über die Natur eines höchsten Wesens denken, dasjenige, was Erziehung, eingelesene Worte, Mittheilung aller Art, von dem einen zum andern fortpflanzte, und was also als Fremdes sich in ihre Seele eindrückte, wie viel bleibt dann wohl jedem Eigenthümliches übrig?

Bei dieser verwirrenden Mannigfaltigkeit wird man versucht, die Gegenstände aller Art als so viel Spiegel anzusehen, von denen jeder dem Beschauer nur sein eignes Bild, oder einen Theil davon, zeigt; so etwa, wie im Umgange mit Menschen jeder das im Andern sucht, was ihm selbst angemessen, lieb und werth ist, jeder nur sich selbst im Andern zu finden bemüht ist; oder wie jeder, der ein Buch lies

set, nur sich selbst daraus heraus lie-  
set, seine eigne Liebe, seinen Haß, sei-  
ne liebsten Gedanken und Gefühle;  
das, meint er, habe der Verfasser  
gesagt, und wie selten ist es, daß ein  
Leser sich mit ihm verständiget!

So sieht man eben daher oft, daß  
sehr verschiedene Gegenstände auf  
einen Menschen ähnlichen oder densel-  
selben Eindruck machen, je nachdem  
die Beschaffenheit seiner Seele gewis-  
sen Eigenschaften in sonst verschiede-  
nen Dingen verwandt oder ähnlich ist.  
Der strenge, gewaltige Mann, und der  
sanfte, wohlwollende, können mit  
gleich angenehmem Eindruck an-  
gezogen werden: von einer Landschaft,  
die dem Einen wilde schroffe Felsen und  
finstere Schluchten, dem Andern zart-  
tes Abendroth und blühende Auen zeigt;  
von einem Buche, das gewaltige Bil-  
der gewaltig ausspricht, und süße Liebe  
mit zarten Worten mahlt. Je mehr  
auf einen Menschen verschiedene Ge-  
genstände gleichen Eindruck machen,  
desto bestimmter spricht sich sein ei-  
gentümliches Wesen, sein Character  
darin aus, und je weniger ein Mensch  
unterrichtet ist, je weniger Gedanken  
und Erfahrungen andrer ihm eingepträgt  
sind, um so mehr wird das, was er  
leistet, was sich in ihm gestaltet, sein  
Eigenthum, um so mehr wird er  
selbst seyn, was er ist.

Wilhelm Tischbein, einst Di-  
rector der Academie in Neapel, ist  
so bekannt, daß es weder des Lobes

seines ausgezeichneten Genie's noch der  
Anpreisung seiner Werke bedarf. Denn  
noch scheint die Welt über die Na-  
tur seines eigensten Wesens, und da-  
her über seinen eigentlichen innern  
Beruf als Künstler noch nicht hinläng-  
lich aufgeklärt zu seyn. Sein Homer  
in Bildern des Alterthums,  
mit dem Text von Heyne, nur un-  
vollständig bekannt gemacht; sein Werk  
der Hamiltonschen Griechi-  
schen Vasen: Sammlung, wel-  
ches dasselbe Schicksal hatte; (beide  
Werke kommen jetzt in anderer Ge-  
stalt und vollständig bey Cotta in  
Tübingen heraus) seine 4 großen Ge-  
mälde im Herzoglichen Schlosse zu  
Oldenburg: Cassandra vom wü-  
thenden Ajax geraubt, Abschied des  
Hector, Helena und Menelaus,  
Odysseus und Nausikaa, Figuren  
in Lebensgröße — diese Werke über-  
zeugten die Welt davon: daß Tisch-  
bein mit großer Vorliebe für das Al-  
terthum, wie sie aus gelehrter Kennt-  
niß desselben hervorzugehen pflegt, sich  
ganz besonders zu diesen Darstellun-  
gen berufen fühle. Das ist indessen  
doch nicht der Fall. Wie er selbst  
fast keinen andern Unterricht gehabt,  
und aus nichts Belehrung geschöpft  
hat, als aus Bildern, und aus Beob-  
achtung der Natur und Welt, des-  
ren Darstellungen dem Auge des Künst-  
lers auch nur belehrende Bilder waren:  
so fand er in den unsterblichen Gesängen  
Homers nicht blos die angenehmste  
und erhabenste, sondern auch die sicher-  
ste Belehrung über die geistige Na-

tur des Menschen und seine Pflichten, und eilte, mit glühendem Eifer diese Lehren in Bildern des Alterthums selbst dem größern Publicum vors Auge zu stellen. Und, einmal vertraut mit diesem Gegenstande, lag ihm auch kein anderer so nah, um in großen Gemälden die schönsten menschlichen Formen in großen heroischen Momenten zu zeigen.

Zu einer andern Zeit sah man in Hamburg das riesenmäßige Bild, auf dem der General Bennigsen mit seinem Generalstabe, mit Kosaken und Ordonnanzen zu Pferde, dargestellt ist, und auf welchem die schönen und ganz charakteristischen Pferde jeden Beschauer in die angenehmste Bewunderung versetzen; ferner im Herzoglichen Schlosse zu Oldenburg die Bildnisse des Grafen Anton Günther auf seinem prächtigen langmähigen Schimmel, und des Königs Christian IV. von Dänemark auf einem sehr schönen Rapen; ferner eines seiner vorzüglichsten Gemälde, die Amazonen, wo ein Duzend, mit hohen Lanzen bewaffneter, schöner weiblicher Gestalten, in den kühnsten Stellungen, auf wilden Rossen von der größten Schönheit, in den mannichfaltigsten Bewegungen, aus einer finstern Fessenschlucht, dem anbrechenden Tage entgegen, ins weite Blachfeld sprengen. Wer diese Bilder hinter einander gesehen, und davon die Seele voll hat, dem könnte sich unser Künstler vielleicht als Bas-

tailien: Mahler oder als Pferdemahler darstellen, der sich diesem Fache aus Neigung besonders gewidmet hat; aber dies zu glauben, wäre abermals ein Irrthum; eben so, wenn man bey ihm seine zahlreichen Portefeuilles, voll von Löwen, Tigern, Hunden, Katzen, Füchsen, Eseln, Gänsen, Rindern, Schafen etc. gesehen hätte, und ihn deshalb einen Thiermahler, oder von den vielen Portraits, die es von ihm giebt, ihn einen Portraitmahler nennen wollte.

Wir sagten oben: je mehr auf einen Menschen verschiedene Gegenstände gleichen Eindruck machen, um so bestimmter spricht sich sein eigenthümliches Wesen, sein Character, darin aus. Dies ist bey Tischbein im hohen Grade der Fall. Die Schönheiten der äußern Welt beherrschen seine Seele; aber sein scharfes, verständiges Auge erkannte schon früh, daß nur das vollkommen Eigenthümliche, Characteristische, in allen einzelnen, leblosen und lebendigen, Geschöpfen der Natur wahre Schönheit ist; und selbst diese, so scharf bezeichneten, Schönheiten sprechen seine weiche Seele besonders von der lieblichen, zarten und sanften Seite an, die an andern Characteren, an gewissen Gegenständen, ganz verloren gehen.

Sollen wir aussprechen, was uns Tischbeins Character als Mensch und Künstler am deutlichsten zu bestimmen scheint, so sagen wir: die

Seite aller Gegenstände, die ihn zuerst und unmittelbar anspricht, ist die der Eigenthümlichkeit, des Characteristischen, des Gegenstandes selbst; dieser lebt in seiner Seele, wie in dem Elemente der Zartheit und Lieblichkeit, und bey der bildlichen Darstellung desselben macht er sich classische Schönheit und Reinheit der Formen zur Pflicht.

Wem diese Bezeichnung nicht genügt, den verweisen wir auf die eigene Ansicht des letzten Werkes unsers Künstlers, das zu den obigen Entwicklungen die unmittelbare Veranlassung gegeben hat, und welches von einer Gattung ist, wie die Welt von ihm noch keines kennt, und ohne welches Wilhelm Tischbein als Künstler nicht zu beurtheilen ist.

Es ist dies neueste Werk Tischbeins eine Sammlung von fünfzig kleinen, mit vorzüglicher Sorgfalt ausgeführten, Bildern, die im Sinn des mahlenden Dichters ein Ganzes ausmachen, wenn sie gleich dem Zuschauer auf den ersten Blick wenig Zusammenhang zu haben scheinen. Wenn der Sänger mit Recht sagen kann:

Ich singe, wie der Vogel singt,  
Der in den Zweigen wohnet;  
Das Bild, das aus der Kehle dringt,  
Ist Lohn, der reichlich lohnet:  
so darf gewiß auch der Mahler sagen:

Ich mahle, wie der Geist es webt,  
Der mir im Herzen wohnet;

Das innre Bild, das vor mir lebt,  
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Diesen Lohn aber theilt Jeder, der mit unbefangener, offener Seele das Schöne genießt, wo sich ihm bietet, der nicht, wie so manche beklemmte Kunstrichter, nur Fehler oder Vorzüge nach selbst gemachten kalten Regeln sucht, der mit Wohlgefallen genießt, was der Künstler mit Liebe schuf, nicht aber mit der vorgefaßten Absicht, zu beurtheilen, vor das Kunstwerk hintritt, und seine Kennerchaft durch Tadel zu beweisen sucht.

Man denke sich das Portefeuille eines Künstlers, voll von Blättern aus verschiedenen Zeiten, welche Gegenstände ganz verschiedener Art und Natur enthalten, die jedoch zusammen gelegt wurden, weil sie alle von gleicher Liebe erzeugt waren, weil die verschiedenen Gegenstände gleich lebhaftes Interesse für den Meister hatten, deren Zusammenhang zwar nicht gleich einleuchtet, die aber zusammen doch ein Ganzes ausmachen, das den Sinn und die Art des Meisters erklären, und wiederum nur aus diesen erklärt werden kann. Man denke sich diese einzelnen Blätter, wie Zeit und Gelegenheit sie zusammensfügten, mit großer Liebe und Sorgfalt auf der Leinwand ausgeführt von dem Meister selbst, und denke sich diesen als unsern bekannten Wilhelm Tischbein, so wird man der Idee des Werkes, von dem hier die Rede ist, sehr nahe kommen.

Diese Sammlung schmückt ein klein

nes Vorzimmer des Herzogs von Oldenburg, neben dessen Cabinette im Schlosse zu Oldenburg. Die Gemählde sind nicht alle von gleicher Größe, haben aber, mehr oder weniger,  $1\frac{1}{2}$  oder  $1\frac{3}{4}$  Fuß im Quadrat. Die Folge, in der sie neben und über einander hängen, scheint so wenig nothwendig, daß wir sie hier in einer Folge aufzählen, die uns für den Augenblick die bequemste ist.

## I.

Was durch den Glanz hochgetriebener Farben gleich am lebhaftesten ins Auge fällt, ist ein Apollo Musagetes, auf goldner Stufe erhöht, zur Lyra singend, das umlorbeerte Haupt mit ernstem Blicken aufwärts gerichtet. Ein beflügelter Genius in der Höhe krönt den göttlichen Sänger. Links, in den Lüften, schwebt die Begeisterung, mit zwey Fackeln, eine für den epischen, die andre für den Hirten-Gesang. Rechts, wie auf Wolken, sieht man Pallas

Athene, die friedliche Lehrerin weiblicher Künste, und neben ihr Mars. Zu beyden Seiten der Stufe sitzen Pan, der Hirtengott, auf einem Felsenblocke, und Paris, dem Gesange der Thaten horchend, die der von ihm entzündete Krieg schuf. So erklärt man ein altes Vasengemählde, welches Tischbein lebendig darstellte; und wenn man der Anordnung in dem Bilde diese Herkunft abmerkt, so erinnert die Gestalt des hohen Sängers an den geschmückten Arion, von dem A. W. Schlegel singt:

Gehüllt sind seine Glieder  
In Gold und Purpur wunderbar.  
Bis auf die Sohlen wallt hernieder  
Ein leichter faltiger Talar;

Die Arme zieren Spangen,  
Um Hals und Stirn und Wangen  
Fliegt dustend das bekränzte Haar.

Die Cithar ruht in seiner Linken,  
Die Rechte hält das Elfenbein;  
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,  
Er strahlt im Morgen Sonnenschein etc.

## Zur Anfrage wegen der Lehms bey Behta.

Die Anfrage in Nr. 2. dieser Blätter vom 8. Januar d. J. über die sogenannten Lehms oder Lehmhäuser in den Kreisen Behta und Cloppenburg ist bereits im J. 1809. in Nr. 68. des Westphälischen Anzeigers ausführlich beantwortet und durch Aus-

züge aus alten Chroniken erläutert worden. Dieser Aufsatz wird in einem der nächsten Stück dieser Blätter, mit einer hinzugefügten Bemerkung des Verfassers vermehrt, von neuem abgedruckt werden.

# Oldenburgische Blätter.

Nro. 5. Montag, den 29. Januar 1821.

## Ueber Tischbeins neueste Gemählde.

(Fortsetzung.)

2. 3. 4.

Drey Bilder, die nun folgen, deren Vorstellung der tönenden Lyra des Musengottes, in ächt antikem Sinne, nahe verwandt sind, zeigen: a) Die drey Gracien, nicht so eng gruppiert, wie die allgemein bekannte Gruppe derselben, sondern mehr abgesondert, und wie in einem Tanze begriffen, indem ein Jäpter, kaum ins Auge fallend, der Schleyer eine gleichsam geistige Verbindung der drey schönen Gestalten andeutet; — b. denselben Gegenstand, in zwey Gestalten dargestellt, diese zwey aber in lebhaftern Wendungen gegen einander, in sehr reizenden Stellungen, sich tanzend bewegend, indem ein Schleyer, wie vom Winde gewehrte Nebelstreifen, die eine umflattert, und die andere mit durchsichtigem Gewande bekleidet ist. — c. Noch zwey andere, gleichfalls schwebende weibliche Gestalten, die, wie von den Lüften beweglich getragen, halb aufrecht halb liegend, wie einander im

Kreise begegnend und vorbey schwebend, in dem Momente gefaßt sind, da sich die schönen Bilder durchkreuzen und die Arme sich verschlingen; Stellungen, wie sie der üppigen Phantasie im sanft drehenden Tanze vorschweben können, und wie Tischbein sich die Lyre Apollo's bezeichnend andeutet. — Bey Uebersendung dieser Bilder nach Oldenburg fügte der Künstler in mehreren Briefen dem einen und andern Stücke einige Worte hinzu, die entweder den Gegenstand selbst oder die Veranlassung zu dem Bilde betreffen. Wir werden mitunter diese eignen Worte bey dem Bilde, das sie begleiteten, anführen. Von dem letztern heißt es: „Mit den zwey schwebenden Figuren, welche sich drehend wenden, versuchte ich auf die Lyre hinzudeuten, welche der Lyra des Anführers von dem Mädchenchore entschwäben.“

Wenn die Alten gewöhnlich drey Gracien, zu andern Zeiten und unter

Umständen aber zwey Gratien annehmen, so war das gewiß nicht zufällig, sondern unter gegebenen Bedingungen nothwendig. Unser Künstler stellt uns die drey als ein höchst reizendes Ganzes dar, dem kein Theil fehlen darf, um nicht das Ganze zu zerstören, und zugleich wieder die Summe des Ganzen in zwey Gratien, die wiederum so vollkommen ein Ganzes sind, daß es durch eine dritte nur verunstaltet werden würde. Daß dies von der weisen Anordnung der Bilder, von der Art und Bewegung und Stellung abhängt, ist einleuchtend; ebenso sehr aber auch, daß die Einsicht dieser Anordnung im Gefühle des Künstlers liegt, und nicht mit Worten erklärt, nicht gelehrt werden kann. Nach der Idee des Künstlers sollten diese Bilder sich auf den Apoll beziehen, und die Gratien sollten an den höchsten Wohlklang des Gesanges erinnern.

Das landschaftliche Beywerk zu den beyden erstern dieser drey Darstellungen ist sehr schön und entsprechend; in Nr. 2. Wald und Wiesen; in Nr. 3. ein breiter Strom mit schönen Ufern und Felsen; über diesen Triften sieht man gegen den Himmel den Tanz der Gratien, wie eine schöne Fata Morgana.

Nr. 4. hat eigenthümliche Vorzüge in der großen Schönheit der reinen Formen und in den vorzüglich schönsten Bewegungen der reizenden Frauengestalten.

5.

Diese Vorzüge theilt ein anderes Bildchen von ganz außerordentlicher Schönheit: eine zarte nymphenhafte Gestalt, die aufwärts schwebt, sich pendelgrade vom Boden erhebend. Ein klarer Schleyer umwallt die schönen Glieder, den sie, hinausblickend, mit der Linken im gefälligen Bogen erhebt. Eine weite Ebene breitet sich zu ihren Füßen bis ins ferne Gebirge aus, und man sieht in derselben eine feine Rauchsäule sich in unbeweglich stiller Luft erheben, und in der Höhe sich wie dünnes Gewölk ausbreiten. Die jungfräuliche zarte Schönheit, die reinen Formen, das classische Ebenmaß dieser weiblichen Gestalt, die einfache Darstellung, die den zerstreutesten Blick sammeln und binden muß, wäre das schönste dieser Art, wenn nicht

6.

Ein Bildchen dieser Sammlung, welches der Meister "die Nebelnymphen" nennt, ihm den Preis der Schönheit streitig machte. Von einer Seite des Vorgrundes zur andern ist der Horizont der Meeresfläche frey, und die aufgehende Sonne wirft ihre Strahlen nach allen Seiten aufwärts, und ihre glänzende Feuerbahn abwärts auf den feuchten Spiegel. Sie ist gekommen, die Nebel zu zerstreuen; die Nebel aber zeigt uns der Künstler in den schönsten weiblichen Gestalten, ätherisch schwebend; ihr lustiges Geschäft so eben vollendend vor dem Verschwinden. Rechts im Bilde schreiet

ein Felsen über das Meer hinaus; Rosen, wilder Wein und schlankes Gersträuch bekleiden zum Theil seiner rauhen Glieder. Eine Nymphe schwebt fast horizontal über dem Meere heran, saugt noch begierig die süßen Düste der Rose ein, die sie so eben besuchend erquickt hat, wie die Schale und der Krug in ihren Händen andeuten. Das eng unter der Brust anschließende Gewand fließt an der schönen Gestalt, an den üppig schwellenden Gliedern hin, und weht in die Luft hinauf. — Ueber dieser horizontal schwebenden erhebt sich, hinaufsteigend, in diagonalen Richtung, die zweite Gestalt; und die dritte schwebt neben ihr, und noch höher, in ganz senkrecht hinaufziehender Stellung; so daß diese drei Gestalten eine überaus reizende schwebende Gruppe bilden. Die mittlere hat schon, wie eben abgerufen, ihr Geschäft verlassen, reicht mit den Armen, wie sehnsüchtig, nach der Himmelshöhe, und so senkt sich auch das aufgelösete Gewand schon herab, wie eine Bürde, die zurückgelassen wird. Die dritte, deren Haupt am obern Rande des Bildes schon die Wolken zu beschatten scheinen, da die niedrigere Sonne kaum den untern Theil des Gesichts beleuchtet, breitet selig die Arme aus nach der Heimath, während das Gewand in schwellende Nebel zerfließt, nur noch, geistermäßig, die schönen Beine verhüllt, und sich in der Höhe des Hintergrundes dämmernd verliert, wie luftige Falten des Wolkenmantels, der des Himmels Klarheit verbirgt, wo

das sterbliche Auge nach höherer Bedeutung vergebens forscht.

Die untere irdische Gestalt ist am meisten ausgeführt, die mittlere ist weniger, und die höchste ist nur wie ein gestalteter Nebel; so wie auch nach der Höhe zu die Formen des Felsens und die Nebel gestaltlos in den Himmel zusammen fließen. Der Ton des Ganzen kündigt die Frische des Morgens, die milde labende Kühle des warmen Himmelsstrichs an, und die Schönheit der Gestalten ist von irdischer Wärme, mit himmlischem Reize erhöht.

Es gibt kein Bild, wie dieses, das so heitre Träume von ernstern Ahnungen in der Seele des Beschauers erweckt, und so vollkommen dazu gemacht ist, einen bleibenden Eindruck hochbedeutender, aber gestaltloser, traumähnlicher Bilder im Gemüthe zu befestigen. Es giebt uns einen Wink, wie der Künstler das selige Hinschweiden empfinden kann; und wenn der Dichter und der Redner, um die Gränzen menschlicher Einsicht figurlich auszudrücken, von Nebeln sprechen, die uns die Zukunft decken, so scheint der Maler hier aufsteigende Nebel zu zeigen, wie sie in die Zukunft deuten und winken. Denn wenn die unterste Nymphe der Gruppe zu flüstern scheint: zum letztenmal! so drückt die Geberde der mittlern aus: ich komme! und die der höhern, mit höchster Sehnsucht: hinauf zu dir!

Wir wenden uns zu dem folgenden Bilde. — Aus der Ferne gesehen, zeigt es einen sehr großen bunten Schmetterling; tritt man aber näher, so erblickt man mit Ueberraschung abermals eine Morgenscene. Die Sonne ist eben über der erwachenden Gegend aufgegangen, steht in voller Zirkelscheibe, von den Dünsten der Erde eingehüllt, über dem Horizont, und über der dämmernden Landschaft schwebt, in aufrechter Stellung, wieder eine der reizenden Frauengestalten, die in *Lisbeins* Phantasie ein unvergleichbares Paradies von Huldgöttinnen bilden. Aber die Nymphe trägt zwey bunte Schmetterlingsflügel, so groß, daß sie selbst in dem Verhältnisse zu denselben erscheint, wie der Körper eines wirklichen Schmetterlings zu seinen Flügeln. Sie hat die, mit bunten großen Augen und Perlen geschmückten, Flügel zusammen geschlagen, wie ein Schmetterling, der sich auf den Kelch einer Blume niederläßt; die Hände hält sie nach vorn, der aufgehenden Sonne entgegen, in der Stellung freudiger Ueberraschung, wie Kinder von dem Glanze des Weihnachtsbaumes entzückt und geblendet sind.

Man wünscht bey ihrem Anschauen, daß sie von keiner Berührung strenger Kritik verlegt werde, „und daß die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen ja nicht beleidige.“ Die Idee ist so einfach, daß sie der

Kritik entschlüpft; aber so einfach, wie sie ist, so zart und lieblich ist sie auch; und die Empfindungen, die sie erregt, sind so wenig festzuhalten, wie der ewig wechselnde Zauber der zartesten Kindheit. : Solcher Empfindungen aber ist das weiche, erregbare Herz unsers Künstlers voll, und es bedarf kaum einer homogenen Veranlassung, ja oft nur einer flüchtigen Sinnestäuschung, um seine rege Phantasie zu beflügeln, und solchen Empfindungen Form und Gestalt zu geben. So war es mit der Veranlassung zu diesem Bilde, wovon er sagt:

„Mit dem Tage erwacht, bemerkte ich einst an der schwebenden Fensterscheibe Umrisse, wie die Gestalt eines weiblichen Körpers. Ich blickte genauer hin: die Perlen und Kristalltropfen zeichneten die Gestalt immer deutlicher mit dem steigenden Tage; es entfalteten sich zwey große Schmetterlingsflügel an ihr, in denen herabfließende Tropfen die Nerven der Flügel, andere, zusammenfließend und aufgehoben, die großen Augen derselben bildeten. Das Bild war weiß, kristallhell und wie von Demantblissen belebt; aber als Aurora nun mit der Farbe der Freude durch die Zweige der Bäume in den Perlenthau der Fensterscheibe blickte, der zarten Gestalt die Farbe des rosigten Mädchenkörpers gab, und die Flügel von Karfunkel, Rubin, Smaragd, Sapphir, Topas und Perlen prangten; da stieg die ewig jugendliche Psyche selbst vom Fenster in

„meine Seele herab, — ich ergriff  
 „Pinself und Palette, und suchte ein  
 „Bild ihres Bildes auf der Leinwand  
 „festzuhalten.“

## 8.

Nach zwey so reizenden Morgen ist es nun Aurora selbst, die wir dargestellt sehen. Die Göttin schwebt aufrecht, mit zurückgebeugtem Haupte, eng eingehüllt in ein weißes Gewand, das sich wie Wolken über ihrem Haupte ausbreitet. Der erröthende Horizont kämpft mit der Nacht des dunkeln Himmels; aber in weitem Kreise um ihrem Haupte gestaltet sich die Farbe der Göttin zu einem eignen Himmel, einem weiten Kreise von prachtvoll aufgeblühten Rosen. Es ist nicht bloß der Tag, der Glanz der Sonne, den sie verkündet, es ist auch die brütende Wärme derselben, der Frühling und die ganze aufblühende Pracht der Natur, die wir niedersteigen sehen zu der braunen Erde.

Der Künstler sagt davon: „An einem der merkwürdigsten Orte der Welt habe ich Aurora am schönsten gesehen. In Gesellschaft mehrerer Deutschen Künstler hatte ich die Geistlichen des Klosters zu Marino bey Rom besucht; sie nahmen uns mit der freundlichsten Gastfretheit auf, und besorgten uns Pferde zu unserer beabsichtigten Bergreise. Durch einen kleinen Ei-

„chenwald gelangten wir an den zauberischen See von Albano, mit seinem Emissar, seinen Nymphäen und dem romantisch gelegenen Albalonga, Romulus Geburtsstätte, von wo wir weiter zogen nach dem Orte, wo Hannibal seine Africanischen Eroberer lasgerte, auf den Gipfel des Montecavo, zu den Ruinen des Tempels des Jupiter Latialis, niederschauend in die weite Ebene, wo die Kraft erwuchs, mit welcher Rom die Welt bezwang, ferner an den Ort, wo Aeneas mit seinen geflüchteten Trojanern landete, nach Tusculum zu den Ruinen von Cicero's Villa u. s. w. So durchstreiften wir viele Tage diese merkwürdige und schöne Gegend, und kehrten jeden Abend ins Kloster zurück, wo ich jeden Morgen die aufgehende Sonne belauschte. Eines Morgens, als ich von der Höhe des Klosters schon lange auf die braune Erde herabgeblickt hatte, erschien endlich Aurora, über dem braunen Walde am Gebürge heraufsteigend, den blassen Rosenschein warm und belebend über die Schatten der Nacht verbreitend. So schön hatte ich sie noch nie gesehen, selbst nicht in Neapel, wo ich ihr zu Gefallen so manchen feuchten Morgen auf dem Balcon stand. — Hier mahlte ich Aurora, und sie erneuert bey jedem Anblicke die dort genossenen Freuden in meiner bewegten Seele.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorschriften fürs bürgerliche Leben in Kirchen vorzulesen. Diese aber nicht immer gehört, und nicht, die sie anhören, auch nicht einmal immer verstanden. — Mir hat es daher immer sehr wünschenswerth geschienen, die Kenntniß solcher Verhaltensregeln fürs bürgerliche Leben, die sich aus der allgemeinen Rechts- und Pflichtenlehre nicht herleiten lassen, durch die Schulen allgemeiner und fruchtbarer zu machen. Dies würde aber ein Büchlein erfordern, das die Gesetze und Verordnungen, welche jeder Landeinswohner in seinen bürgerlichen Verhältnissen zu beobachten hat, ihrem wesentlichen Inhalte nach enthielte. Die zweckmäßige Abfassung eines solchen Büchleins ist sicher nicht leicht; besonders wes-

gen der Schwierigkeiten, welche die Auswahl verursachen würde, da hier Kürze ein Hauptverdienst wäre. — Aber wenn ich mir vorstelle, daß ein solches Büchlein, zweckmäßig abgefaßt, den Confirmanden im letzten halben Schuljahre recht bekannt gemacht, und dann bey der Entlassung aus der Schule fürs Leben mitgegeben würde: so deucht mir, daß dadurch viele Verirrungen in bürgerlicher, und selbst in sittlicher Rücksicht, verhütet werden könnten.

Sollte nicht Einer (oder mehrere) unserer einsichtsvollen Rechtsgelehrten sich entschließen, sich dies große Verdienst um das heranwachsende Geschlecht zu erwerben?

Wardenburg.

Claussen.

## Ueber Tischbeins neueste Gemählde.

(Fortsetzung.)

9.

Einige Aehnlichkeit in der Eröffnung der Scene durch den Ton der Beleuchtung hat mit diesem Bilde das einer andern weiblichen Gestalt, die, aufrecht schwebend, in einen weißen Mantel gehüllt, etwas vorgebeugt, ein schlafendes Kind in den Armen hält, und an die Brust drückt; es ist noch Nacht, aber in Osten mahlt sich der Himmel schon hochroth. Es ist des zarten Kindes Morgenschlaf in den Armen der zartesten Liebe; mit welcher Innigkeit muß nicht der Blick jeder jungen Mutter an diesem Bilde hängen!

10.

Eine Frauengestalt, in weißem, klarem, geblühtem Kleide, mit nachflatterndem gelblichem Shawl, mit einem weißen Tuche zierlich auf die dunkeln Locken um den Kopf gebunden, und eine, Strümpfen ähnliche, weiße Bekleidung an den Füßen, schwebt von oben herab, in aufrechter Stellung, den Kopf etwas gebeugt, wie herabblickend; das Niederschweben ist mit Kunst ausgedrückt durch das dadurch von unten auf von der Luft aufgeblähete Kleid. Wer mag hier dem Künstler nachrechnen, was er sich dabey gedacht hat, und was das Bild

ausdrücken soll? Er hat sich nicht dars  
über erklärt; uns scheint aber die, der  
heutigen Frauentracht nicht ganz un-  
ähnliche, Bekleidung auf eine bekann-  
te, vielleicht geliebte Person zu deu-  
ten; und ist es eine Hingeshieder-  
ne, deren freundlichen Besuch nach  
dem Tode man sich so gern in der be-  
kannten irdischen Gestalt und Umge-  
bung denkt; so konnte das Herabschwe-  
ben aus unbekanntem Höhen nicht ver-  
sinnlichender dargestellt werden, als  
durch dies Bild, das nur eine graue  
Nacht zum Grunde hat. — Man  
sieht, wie hier für jede Stimmung  
der Seele Nahrung, Entwicklung und  
bildliche Darstellung ist.

## 11.

„Weder Theatertänzerinnen noch auf-  
gesperrte Lichtpußschecren sind mit je  
im Traume erschienen; aber die Göt-  
tin des Tanzes habe ich gesehen, von  
den Graticen selbst unterrichtet. Sie  
stieg herab von einem rosenrothen Wa-  
gen, mit schlankhalsigen Schwänen  
bespaunt; auch Aphrodite stieg von  
ihrem goldenen Taubenwagen, und  
beide schwebten hernieder in den Kreis  
der Versammlung. Die Huldgöttin  
setzte sich zu den Zuschauern, die welche  
durch zierliche Wendungen entzückt, be-  
gann den Tanz u.“ So spricht der  
Meister von einem der reizendsten  
Gemälde dieser Sammlung; und  
wirklich sieht man hier eine Gestalt,  
die der Erde kaum anzugehören, und  
vielmehr berufen scheint, den Ausdruck

irdischer Freude im T a n z e durch himm-  
lischen Zauber zu adeln. Es ist frey-  
lich aus dem Spiele ewig wechselnd  
der Bewegung ein sehr flüchtiger Mo-  
ment festgehalten und bleibend ge-  
macht, welches gegen den Sinn der  
eigenthümlichen Gratic des Tanzes zu  
streiten scheint; aber auch nur scheint,  
denn es muß jeder aus eigener Er-  
fahrung wissen, wie die Erinnerung  
an oft wiederkehrende, vorzüglich reiz-  
ende Bewegungen um so mehr das Bild  
einer bleibenden Stellung in der  
Phantasie befestigt, als bey dem Ans-  
blicke selbst die Flüchtigkeit des Mo-  
mentes der Bewegung unser Bedau-  
ern und den Wunsch des Festhaltens  
erregte, weshalb denn auch die Alten  
den Tanz so oft und gern in Stein  
abbildeten. So auch Canova in  
einer der schönsten Statuen neuerer  
Zeit. Diese Statue aber mit der vor-  
liegenden Darstellung verglichen, bil-  
dete Canova doch, so reizend sie auch  
ist, nur eine Tänzerin, Tischbein  
aber wirklich ein Bild der Göttin des  
Tanzes. — Ein grüner Mantel,  
den sie mit jeder Hand an einem Zi-  
pfel hält, weht mit tausend schönen  
Falten und Windungen hinter ihr in  
den Lüften; und auf diesem Grunde  
sieht man die unverschleierte, üppig rei-  
zende, schlanke Gestalt über der Erde  
schweben, die einen schönen Landsee,  
mit Wald, Wiesen, einladenden Buch-  
ten, und Bergen in der Ferne, zeigt.  
— Ein höchst anziehendes Bild.

abzuschneiden, sich auf diese auch zu berufen. Es sollen nämlich im Schulzimmer auf jedes Kind 4 Quadratsfuß gerechnet werden, die Gänge *ic.* re eingeschlossen. Dies ist gewiß zu wenig; davon hat Augenschein und Erfahrung mich überzeugt. In unserm Kirchspiel sind in kurzem zwei neue Schulen gebaut. In der einen ist das größte Schulzimmer auf 130 Kinder berechnet, und es hält 26 Fuß in Quadrat, folglich 676 Quadratsfuß, welches auf jedes Kind über 5 Quadratsfuß giebt. Selten sind über 110 bis 120 Kinder da, und dann ist nicht viel Raum übrig. In der andern ist das Schulzimmer auf 70 Kinder berechnet, und es hält 20 Fuß

im Quadrat, also 400 Quadratsfuß. Es gehen aber gegenwärtig nur 50 Kinder in diese Schule, und den übrig bleibenden Raum würden 20 hinzukommende gewiß ausfüllen. Nach jeder Berechnung aber müßte für 100 Kinder Raum seyn. Gleichwohl ist besonders in dieser Schule an Gängen *ic.* die möglichste Ersparniß beobachtet worden.

Ich glaube daher, daß man auf jedes Kind mindestens 4 Quadratsfuß mit Ausschluß des Platzes für Ofen, Lehrstuhl und Gänge rechnen müsse, damit nirgends der beschränkte Raum die Erreichung des Schulzwecks hindere.

Wardenburg. Claussen.

## Ueber Tischbeins neueste Gemählde.

(Fortsetzung.)

12.

So wie die erwähnten schönen phantastischen Gestalten in den Lüften schweben, gleich denen des Alterthums in den Herculanischen Gemählde, so giebt es deren noch sechs andere, (12 — 17.) von denen jegliche auf einem Schürkel, nach Weise der Arabesken, oder auf einer Art Ranke, in sehr reizender Stellung sich wiegt, liegend oder sitzend, und mit diesem luftigen Ruhebetts weder die Erde noch den Himmel berührt, gleichsam wie zu schön für jene, und zu reizend für diesen.

So ruht, halb sitzend, auf solcher Arabeske, vom Haupte bis zu den Füßen in weißes Gewand eng eingehüllt, eine Frauengestalt, fast in der

Stellung der Capitolinischen Agrippina, welche die Beine lang ausgestreckt hält; diese hält aber die Arme nachlässig gekreuzt, und beugt den Kopf halb vorwärts und seitwärts, wie in nachdenkender Stellung. Ueber die Veranlassung zu diesem Bilde läßt sich der Meister selbst also vernehmen: „Ich hatte einst eine kranke Freundin besucht, die nicht lange mehr in unserm warmen Leben bey uns bleiben sollte. Sie saß, in ein weißes Tuch gehüllt, auf einem Ruhebett, still, ruhig, aber äußerst schwach. Ich fühlte, daß ihr Geist nicht angestrengt und sie selbst nicht zu vielem Sprechen verleitet werden dürfe, und ich verjuchte, sie mit heftern Vorstellungen angemessen und ermunternd zu

„unterhalten. Ich sprach von der schö-  
 „nen Umgebung Neapels und beson-  
 „ders von den unvergleichlichen Reizen  
 „der benachbarten sogenannten elisei-  
 „schen Gefilde, die ich mit Leb-  
 „haftigkeit und Wärme schilderte. Me-  
 „ine Absicht hatte ich erreicht; ihr rus-  
 „sig heiteres Antlitz zeugte von den  
 „lochenden Bildern, die die Seele  
 „dieses hinwolkenden Körpers verjüngt-  
 „ten. Daheim in meiner Werkstatt  
 „mahlte ich mir das Bild dieser Frau:  
 „din, wie sie vor mir gesessen hatte;  
 „— — bald nachher war sie wirklich  
 „eingegangen in Elisium.

Was uns diesem Bilde sehr viel  
 Glanz, Effect und Haltung zu geben  
 scheint, ist das Benwerk, eine Meer-  
 esküste schotter gewaltiger Felsen  
 und Bergrücken, die aber, wie von ei-  
 nem magischen Lichte, blaß röthlich und  
 matt schimmern in dem zauberischen  
 Dufte südlicher Atmosphäre, welches  
 selbst der Figur eine eigenthümliche Be-  
 deutung und dem ganzen Bilde einen  
 Reiz giebt, der nur gefühlt werden  
 kann, und so zart ist, daß er dem Wort-  
 re entschlüpft. Die Felsen kündigen  
 in ihren Formen, wie die stille Meer-  
 esfläche und die Stellung der schönen  
 Frau, Ruhe an, und die Beleuch-  
 tung eine stille Heiterkeit; aber  
 Ruhe und Heiterkeit sind hier nur Eins.  
 Es muß überhaupt bemerkt werden,  
 daß Tischbein in diesen Bildern  
 ein außerordentliches Talent für eigen-  
 thümliche Schönheit der landschaftli-  
 chen Darstellung entwickelt. Seine  
 Landschaften sind allemal so reiz-

gedacht, daß sie als Benwerk der Fi-  
 guren durchaus wesentlich, und auch  
 für sich allein ein reizender Gegenstand  
 sind.

13.

Zwey schöne Mädchen sitzen, zier-  
 lich gegen einander hingewendet, auf  
 einem gekrümmten Stengel; eine in  
 gelbem, die andere in grünem nym-  
 phenhaften Gewande; sie haben ein  
 Blumenkränzchen, winden Kränze, und  
 streuen Blumen herab auf die Wiesen,  
 die sich in schöner weiter Ferne ver-  
 steren, und abermals eine schöne Land-  
 schaft machen.

14.

Nicht minder reizend ist ein ande-  
 res schönes Mädchen, grün gekleidet,  
 das wie ein Vöglein auf seinem Zweige  
 einsam sitzt, und den Genossen er-  
 wartet.

15.

Noch eine ist sogar eingeschlaf-  
 ten, und ruht, süßig hingegossen, auf  
 dem krummen Schilde so bequem und  
 sicher und anmuthig, wie die zärtlich-  
 ste Sultanin auf weichen Polstern,  
 oder wie am Quell auf duftigen Matten  
 die Nymphe ruht und von den leeren  
 Faunen träumt; das Köpfchen auf dem  
 Polster des weichen Armes wiegend  
 und die farten Glieder vom bräunlichen  
 Gewande in schönem Faltenwuse ein-  
 gehüllt; scheint sie, von der warmen  
 Gewitterluft in der Dämmerung des  
 dunkelnden Himmels eingeschlafert, die  
 Schalmen aus der Hand fallen zu  
 lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

wo die Spaziergänge aus Fruchtbäumen bestehen, unter denen oft nur Arbeiter hin und her gehen, wo auch der Spaziergänger sich was zu schaffen macht, wo das regsame Wesen eines kleinen Völkchens mit seiner Kleinwirthschaft Dinge bewirkt und Kräfte geweckt hat, die in großen Städten und Reichen noch schlummern.

Kleinwirthschaft — auch das sage ich dem Sprachlaut zum Troß — ein großes Wort! Die Kleinwirthschaft, die zwar unmittelbar bloß auf die einfachste Befriedigung der Nahrungsbedürfnisse ausgeht, verschönert nicht etwa bloß durch vermehrte Befruchtung die Natur. Sie individualisirt, so zu sagen, die ganze Pflanzenwelt, ist wirklich der symbolische Ausdruck des geregelten und gesteigerten Individual: Lebens in der Familie, und ist, als solcher, von allerhöchster Bedeutung.

Dem es giebt eben auch eine Kleinwirthschaft der Cultur, eine eigne Art Wirthschaft oder Bewerbung, so wie

des Landes, auch des Geistes und Herzens, ja aller fruchttragenden Gemüthskräfte. Sie wird von den Hochstrebenden und Hochstehenden, auch von den Großstädtern, nur allzuoft übersehen und übersprungen. Sie besteht, kurz ausgedrückt, darin, daß man sich durch die naheliegenden Cultur: Mittel eine solche Bildung aneigne, die das Individuum für den Menschenkreis, in welchem es gerade zu leben und zu wirken hat, mittheilungsfähig macht, und zwar so mittheilungsfähig als möglich. Sie besteht darin, daß wir zunächst in unsern Familien unsere Individual: Pflänzchen, unsere Kinderlein, so pflegen, daß jedes seine eigenen bescheidenen Blüthen trägt, und sie seiner Zeit in den Kranz unserer Geselligkeit mit einfließt, aus welchem auch nicht eine Blume herausfallen darf, ehe sie Mißgeschick oder Zeit und Tod entblättert.

Wohl dem, der auch im Kleinen die menschliche Bestimmung erkennt und erfüllt!

## Ueber Tischbeins neueste Gemählde.

(Fortsetzung.)

16.

Eine andre Nymphe sitzt auf einem Fruchtzweig, mit einem Buche in der Hand, worin sie aber nicht liest; sie hält es aufgeschlagen mit zurückgezogenem Arme über der Schulter,

und sieht sich schalkhaft umher, ob nicht jemand sie überraschen wolle, damit sie erschrecken und erröthen könne. Sie hat die schönen Füßchen eingezogen, und scheint auf ihrem lustigen Sitze sich langweilend hin und her zu schaukeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Da Herr Brahm's mir nicht gesagt hat, wie viel ein Scheffel von dieser Frucht wiegt, so kann ich nicht beurtheilen, in wie fern seine Angabe von der Aussaat mit der in Nr.

19. dieser Blätter zusammenstimmt. An reinem Ertrage hat er von einem Gras 3000 Pfund geerntet.

Jever.

Strackerjan.

## Ueber Tischbeins neueste Gemählde.

(Fortsetzung.)

Der Künstler sagt von dieser Nymphe auf dem Fruchtzweige: „Ich sah einst in Hamburg eine artige Obstverkäuferin. Sie schien aus Langeweile eine Schreibtafel hervorgeholt zu haben, worin sie vielleicht das eingehende Geld notirte; aber nach Käufern umblüffend, saß sie gewendet, das Büchlein auf der Schulter, in einer so reizenden Stellung, daß ich nicht unahin konnte, sie so zu zeichnen. Nun lasse ich sie für die schützende Gottheit der Obstbäume gelten. Diese freuet sich der Äpfel, Birnen und Pflaumen, fördert ihre Reife, streut viele ins Gras hinab für die Geschöpfe, die weder klettern noch fliegen können, und entladet zugleich den Baum seiner zu schweren Bürde. Ihre Sorgfalt wacht Tag und Nacht; wer ihrer Bäume einen beschädigt, des Namen wird auf das Taflein geschrieben. Die Liste der Frevler wird dem Pluto übergeben; sie dürfen dereinst nicht wandeln auf der Asphodelos; Wiese mit Geliebten und Freunden.“

In den Mahleren der Alten fand

man solche Gestalten, ruhend auf Gegenständen aller Art, die zum Ruhen untauglich sind; und seitdem Raphael die sogenannten Arabesken aus den Bädern der Livia und aus den Thermen des Titus wieder ans Licht rief, und in ihrem abentheuerlichen Sinne seine Zauber wie Märchen schwärzen ließ, seitdem giebt es fast keinen Mahler, der nicht ähnliches versucht hätte. Ja Bildhauer sogar haben, unter Autorität der Alten, den ernstern Marmor zu solcher Leichtfertigkeit zwingen wollen; da hat denn aber auch die Meisterschaft der Künstler fast immer ihre Gränzen gefunden, und nur selten einen würdigen Triumph gefeyert. Manche colossale Eubele müßte herabstürzen von ihrem kleinen schreitenden Löwen, wenn er wirklich einen Schritt thäte; mancher schwebende Genius zu Boden stürzen aus der Stellung, in der kein lebendiges Geschöpf schweben kann; mancher Flügel erlahmen an seinem unnatürlichen Schwunge; mancher künstlich gewundene Zweig einbrechen unter der Last eines ungeschickt gestellten Fußes.

Bei diesen Bildern wird es aber selbst dem trocknen Mechaniker nicht einfallen, zu fragen: „Wie kann das sitzen, liegen, schweben?“ — Es sitzt, liegt, schwebt lebendig vor seinen Augen. Die Göttin des Tanzes schwebt so frey, und natürlich und sicher, daß nur der Gedanke, nicht die Stellung, gegen die Gesetze der Körperbewegung ist; eine andere liegt auf einem schwebenden Gewinde so bequem, die Kanäle unterstützt sie überall so natürlich und sicher, daß dem Beschauer die Fabel zur Wirklichkeit wird, und die schöne Psyche schwebt so wahrscheinlich, daß es keinem einfällt, etwas anders als die Leichtigkeit des Schmetterlings zu sehen, dessen Flügel mit dem zarten Körperchen von den Lüftchen getragen werden, wie die Nereiden von den Fluthen. — Nur wer so mit Farben und Umrissen dichten kann, darf solche Bilder darzustellen wagen.

## 17.

„Nur die sanft geschwungene Wellenlinie ist schön; ohne sie ist keine Grazie; mit den Ecken und Winkeln hat die Natur nur Häßliches darstellen wollen, vielleicht des Contrastes wegen.“ So sagten einst Kunstrichter und Aesthetiker, und es wurde ihnen von Kunstjüngern so lange nachgesprochen, daß man anfing, es wie ein Grundgesetz der Schule anzuerkennen. Wenn aber der Schüler die Brille ablegt, und mit eignen Augen zu sehen wagt, wenn sich sein Gemüth und sein Ge-

sichtskreis erweitern: so sieht er in dem offenen Buche der Natur täglich mehr Grazie ohne Wellenlinie und Schönheitslinie, und gar eckige und winklichte Geschöpfe voll der zartesten Anmuth, und er lernt erkennen, wie unsäglich und undenklich reich und vollkommen Gottes ewige Schöpfung ist, und wie arm und mangelhaft der Mensch, wenn er sie zu durchschauen wagt. So hatte man lange in sehr willkürliche Gränzen das Reich des Schönen eingeschlossen; nur den stolzen Schwan mit schön gewundenem Halse, nur den stolzeren Pfau mit dem prachtvollen Gefieder, den Goldfasan, und ähnliche Vögel wollte man in demselben dulden, nicht den kuglichten grauen Spatz, nicht den schwarzen Raben, noch die schwerfällige Ente; das edle Roß mit seinen elastischen Bewegungen, die schlanke Antelope mit ihren gewandten weiten Sprüngen, nannte man schön, die schwerschreitende Kuh, die eckige Ziege häßlich; die Eiche und den Lorbeer schön, den Delbaum und die Korkeiche häßlich; die Rose und die Lilie wurden mit den höchsten Lobgesängen geehrt, das Binjenrohr und die Distel verachtet. Rief einer, die Natur mit offenen Augen betrachtend, aus: „mit gleicher Liebe und mit einer Grazie hat Natur sie alle ausgeprägt, und von ewern Grundregeln und Eintheilungen, von ewern Wellen- und Schönheitslinien weiß sie nichts:“ so nannte man ihn einen Enthusiasten.

Nicht Rosenguirlanden und Blu-

mengewinde, nicht Weinranken, noch andere Pflanzen: Pracht hat Eisch: kein einer seiner schönsten Nymphen zur Zierde beigegeben; vielmehr ruht in sitzender Stellung die schöne Weiden: Nymphe auf einer Ranke von spißblättrigen Weiden, Schilf und andern wilden Geästen, so zierlich und artig gedacht und angeordnet, daß man von der anmuthigen Grazie dieser gering geschätzten Pflanzen auf die angenehmste Weise überrascht wird. Zugleich entwickelt die Landschaft eben so reizende und eigenthümliche, Obigem ganz entsprechende, Schönheiten im weitverbreiteten Landsee mit büschigen Inseln, in den einzelnen Bäumen und unterbrochenen Eichwäldern.

Der Hauptgegenstand des Bildes, die reizende Nymphe, die sich auf jener wilden Ranke wiegt, ist unbekleidet, wie Aphrodite aus dem Meere stieg; nur ein graues Tuch, worauf sie sitzt, schlingt sich um ein Knie, und erhebt noch mehr die warme Farbe des zarten Körpers; daß sie aber vor allen Schönheiten dieser zahlreichen Gesellschaft etwas sehr Feueriges und Lebhaftes hat, ist nicht zu verwundern, denn der Künstler sagt: „Ich besitze ein Bild aus der alten Florentinischen Schule, den heiligen Hieronymus in der Wüste vorstellend, der componirt ist nach dem damals angenommenen Grundsatz, eine menschliche Figur müsse flammen-

„mäßig gewunden dargestellt werden. „Dem Heiligen steht aber diese Flammenwindung schlecht, die dagegen in den zierlichen Wendungen schöner Mädchenkörper sich oft aufs reizendste offenbart. So habe ich von dem heiligen Hieronymus die Stellung meiner Weiden: Nymphe geborgt.“

## 18.

Zwei andre sehr schöne Mädchen liegen, mit Schilf bekränzt, im Schilf selbst, auf den bemooseten Felsen, die sie geboren; denn es sind stille Quellen, die, wie so manche schöne Kaffee- oder Thee: Najade unter uns, keine größere Lust kennen, als das vertrauliche Gespräch im einsamen tête à tête. Jede hat ihren großen Wasserkrug, aus dem die Fluth sich ergießt, neben sich, und stützt sich trüber hin, wie ruhend. Die oben auf dem Felsen blickt herab zu der andern, und scheint der Gesprächigern zu horchen. Die Wasser fließen zusammen; die Umgebung ist eng einschließend, wild und einsam; nur ein Böglein, vielleicht ein verkappter Amor, leistet den Nymphen Gesellschaft. Die lang hin gegossenen Gestalten sind von ganz vorzüglicher Schönheit; die eine zeigt den allerschönsten Rücken, der aus einem Gemälde von Franz Floris (in der Herzoglichen Gemäldesammlung befindlich) nachgeahmt zu seyn scheint. Das Bild athmet rein: idyllische Ruhe, Heiterkeit und Befriedigung.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ueber Tischbeins neueste Gemähde.

( F o r t s e t z u n g . )

Wie die üppige Kunst der Griechen nur immer Najaden reizend mag geformt haben, so liegen diese artigen Quellen; Nymphen unsers Meisters vor uns, mit dem Eifer mädchenhaften Ernstes flüsternd und murmelnd. Wer hat nicht in Gebüsch Bächlein plätschern gehört? wer nicht zuweilen artige Mädchen in ihrem Geplauder belauscht? Es ist eins der zartesten Bilder des Dichters, der dem Mahler so nah verwandt ist, das Murmeln der Bächlein in verständliche Rede zu deuten. Freylich erregt der Stümper nur Ekel mit solchen Spielereyen; aber welche Herrschaft über die Seele übt der Meister damit aus, indem er die reizenden Bilder durch eine hohe Wahrheit, einen tiefen Gedanken, ein labendes Gefühl vereinigt? Wie anziehend unterhält sich Götthe's Junggesell mit dem Mühlbach! Wie umfassende Melodien des Flusses deutet dessen Gedicht „an den Mond“ an! Mit wie rührender Zartheit, und überwältigender Sehnsucht deutet das klagende Flüßchen auf das fernste Wiesdersehen in folgendem Gedicht eines weniger bekannten Sängers!

Was weinst du, Flüßchen, und stutest  
so jach?

Halt an deine Wellen, laß fließen gemach!  
Was hast du so liebes verloren? —  
Und brechend durch Kiesel die mühsame  
Bahn,

Schickt's schwer die Stimme voll Thränen  
heran:

„Wohl hab' ich — ach! hab' ihn verloren!

„Im Schoße der Alpen zwey Bächlein  
hell,

„Von Blumen umnicket, im reinlichen  
Quell,

„Da sind wir beisammen geboren;

„Und rannen viel fröhliche Wonden vereint,

„Und hielt ihn umschlungen den einzigen  
Freund —

„Und hab' ihn, ach! hab' ihn verloren!

„Im Maythal, umfangen von Erlens-  
gesträuch,

„Aufschmiegenden Binsen, sanft schaukelnd  
und weich,

„Da hat er mit Treue geschworen;

„Doch als wir gerauschet durch Nacht und  
Gestripp,

„Da stürzt' ich vom jäckigen Felsengeripp,

„Und hab' ihn, ach! hab' ihn verloren!

„Und unten, tief athmend, da schaut'  
ich, und rief,

„Ob irgend in Blumen mein Liebster schlief,

„Und horchte mit lauschenden Ohren.

„Doch wie ich auch weitum die Stimme  
versandt,

„Und wo ich getretet von Lande zu Land, —

„Er war mir, ach! war mir verloren!

„Nun rinn' ich noch immer, und hoffe  
so gern,

„Oft seufzend, ob hab' er in äußerster Fern'

„Ein Liebchen sich wieder erkoren;

„Und lasse doch nicht von Schmerzen —  
und Muth.

„Birkleicht erst im Schoße der Meeres-  
fluth —

„Doch fand' ich ihn, den ich verloren!“

Ein Schäfer, mit zwey andern unter einem Baume, im Vorgrunde des Bildes, gelagert, singt mit sanfter Schwärmeren das Lob seiner Schönen, oder erzählt mit Entzücken die Geschichte seiner Liebe; so sanft und glühend ist sein Ausdruck. Die beyden Zuhörer drücken die höchste Aufmerksamkeit aus; doch scheint der eine von ihnen noch gespannter, als könne er das Ende nicht erwarten, und als werde er durch die Rede oder den Gesang immer mehr gereizt, auch zum Worte zu kommen und sich der Theilnahme der Zuhörer zu erfreuen. Dem Gleichgültigen mag ihr Gespräch nicht wichtiger seyn, als das Murmeln jener Bächlein; aber von dem Zauber der Kunst ergriffen, der diese einfachen Schäfer in eine paradiesische Gegend versetzt und den Blick des Beschauers mit Absicht leitet, ist nichts gleichgültig, alles nothwendig und unentbehrlich. Unter den vollen, breiten Nesten des Baumes durchblicken die Schäfer mit dem Beschauer in eine schöne Ferne, vielleicht der Schauplatz jener Erzählungen; sie scheint alles zu versprechen, was die reichen Ebenen südlicher Länder am Ausgange der Gebirge, denen das Meer nahe ist, gewähren. Der Künstler hat dies Bild für sich selbst sprechen lassen, und weder von einer Veranlassung noch von einer besondern Bedeutung desselben erklärende Worte beygefügt. Gerade hier vermiffen wir sie sehr, denn bey

Landschaften, die dunkle Erinnerungen wecken, wüßte man gern, woher sie sind, ob aus der Phantasie, oder der Natur abconterfeyt. An keinen Fleck des alten Europa erinnert dieser Blick in die hinabgesenkte Ferne so lebhaft, als an den Garten des Klosters von S. Onofrio, auf dem langgestreckten Berge Janiculus, wo einst König Latinus seinen Hof gehalten hat. Am Abhange des Berges bilden mehrere Stufen übereinander einen Halbkreis, ein förmliches Theater, welches von einer gewaltigen, immer grünen Eiche mit darüber hinausragenden, verbreiteten Aesten beschattet wird. Dies Theater ist gegen Morgen sehend; auf dem Proscaenium steht eine bedachte Rednerbühne, nach den Zuschauern hergewandt; und diese sehen statt der Scene — in die weite Ferne. Zu den Füßen des Berges und der Zuschauer wälzt langsam und trübe die alte Tiber ihre Wellen; in der weiten Ebne erkennt man nur das gewaltige Rom: mit seinen Kirchen und Tempeln, Palästen und Ruinen, und drüber hinaus, in kaum sichtbarer Ferne, die graden Linien der alten Wasserleitungen, und am Horizonte die großgezeichneten Umriffe des Sabiner- und Latiner-Gebirges mit ihren Schneehäuptern. Diese Sitz hat man eingerichtet für angehende junge Klostergeistliche, die im Schatten der immergrünen Eiche, mit dem Blick auf das immergrüne Grab der höchsten Eitelkeit der Welt, von dem Redner sich belehren ließen, welche

furchtbare Martern — die Eitelkeit zu den Füßen des gekreuzigten Gottes bestehen kann. Nahe dabei blickt herüber aus weißem Marmor, von der Höhe seines Grabes, das Bildniß des unsterblichen Sängers von dem besetzten Grabe des Herrn. — O immergrünes Land der Erinnerungen! Wie findet man dich überall wieder! Die Wunden, die die Zeit schlug, versöhnt die Zeit, aber ihre großen Bilder bleiben, und sind ewig.

20.

Wie verändert ist hier die Scene! Die Ferne ist selbst in die Ferne gerückt, wie die Zukunft hinter den Vorhang; hier ist alles Nähe und lebenswarme Gegenwart; lockende Früchte der Erde, und die Menschen mitten drin zum Genuße der Gaben. Ein Schäfer beugt den Ast eines Apfelbaums zu seinem vollen rothwangigen Knaben herab, der mit der ganzen anmuthigen Begierde, die Kindern eigen ist, danach hinaufspringt. Eine schöne junge Mutter hat ein anderes Kind auf den Knien, das auch nach den Früchten langt, und die ganze Scene bietet im engen Raume alles verlangendste und befriedigendste der hervorbringenden Natur. Hier ist alles Begierde und Genuß; und der dankbare Genuß der, oft mit Mühe gepflegten und wohlervordenen, Gaben der Natur ist die Bestimmung derselben — nicht aber Zerstörung.

21.

Zerstörung aber ist das Spiel der

Grausamkeit, die Jagd, die wir in einem der vorzüglichsten Bildchen, neben dem obigen, in Tischbeins eigenthümlichsten Sinne persönlich ausgeführt sehen. Mit Theilnahme sieht man diese Contraste: Schäferleben und Jagd, Frieden und Krieg, das Schöne und das Romantische, Weibliches und Männliches; sie erheben sich wechselseitig, eines auf dem Grunde des andern, und man kann sie die Lebens-Töne nennen, denn die Natur legte uns den Schlüssel zu ihren Melodien in die Seele.

Zwischen wilden Ebern und weit springenden Rehen, im kräftig belaubten Walde, schreitet hier eine, weißdrappirte, ein weißes Tuch im Winde überwerfende, lebhaft umblickende, sehr schöne Frauen-Gestalt, kühn und flüchtig wie Hirsche, und leicht wie Atlanta, von der man singt, sie habe im Laufe keinen Grashalm gebeugt; so hat auch diese schöne Frau weiße Schuhe an, um anzuzeigen, daß sie den feuchten Boden nicht berührt. Nichts von Rossen, Hunden und Hörnern; das wären Jäger, aber nicht die Jagd, wie sie als ein geistig Wesen zu dem Künstler in vertrauten Stunden spricht, und Körper und Gestalt von ihm bekommt.

Da derselbe auch diesem Bilde keine nähere Erläuterung beifügte, so haben wir ihn in Verdacht absichtlicher Heimlichkeit; eine weltberühmte Schönheit, die einst in Neapel, und von

Da aus in Europa, Aufsehen erregte, und deren täglicher Genosse unser Meister war, ist diesem Bilde so ähnlich, wie ihrem wohlgetroffenen Portraite. Wie mannigfaltig und reizend mögen die Situationen gewesen seyn, in denen die schöne Frau den jungen glühenden Künstler erregte und begeisterte! wie wehmüthig anziehend und verjüngend des Greises Erinnerungen seiner warmen Jugend bey besonnener Ausführung jener flüchtig hingeworfenen Zeichnung.

## 22.

Jedoch es ist, nach dem Sprichwort, dafür gesorgt, „daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.“ Die Zeiten ändern sich. Wer von den Zeitgenossen erlebte es nicht? Aber niemand konnte rauher berührt werden von der stürmischen Zeit, als der weiche sanfte Künstler, dessen leicht verletzlich zarter Sinn fürs Schöne, durch so chaotische Verwüstung erschreckt, sich scheu und beklemmt in sich selbst zurückzieht. Mit eigenthümlicher Naivität sagt er davon:

„Als die Franzosen zum Zerstörungs-  
Kriege ihre Armeen immer mehr ver-  
stärkten, alles Metall und selbst Glas-  
fenster zu Kanonen umschmelzten, als  
alle Zeit und Ordnung aufhörte, und

„ich in Neapel mich in meinen mühsamen und kostbaren Unternehmungen gestört fand: da sah ich wohl, daß jeder, der nicht eben so viele Kanonen hat, und nicht so viele Soldaten zusammen trommeln kann, sich wie die guten Schafe in Geduld ergeben und mit Heidekraut begnügen muß. Diese duldsamen Thiere sollten mich durch ihr Beispiel lehren, die schwere Tugend der Geduld zu üben, und um sie nicht aus dem Gesichte zu verlieren, mahlte ich eine Menge Schafe und Lämmchen, die ganz zufrieden mit ihrem Schicksale, ihr Leben auf dürre Heide hinbringen. Solche Bilder hing ich an alle Wände um mich herum, so daß ich bald nichts Anderes sah und dachte, und große Fortschritte in Ausübung der Geduld machte. — Hier ist Eins davon: Mutter Schafe mit ihren Lämmern. Das Eine drängt sich an die Mutter, und diese drängt es mit der Schnauze noch dicht an ihre nährenden Euter; ein anderes Lämmchen steigt auf die Mutter, und diese scheint mit Wohlgefallen die liebe Bürde auf ihrem Rücken zu fühlen; ein drittes schläft sanft auf dem Rücken der Mutter, in der weichen wärmenden Wolle; und das ganze gutmüthige Volk scheint mit sich und aller Welt zufrieden und vergnügt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

# Oldenburgische Blätter.

N<sup>ro</sup>. 11. Montag, den 12. März, 1821.

## Ueber Tischbeins neueste Gemählde.

( Fortsetzung )

So sehn wir dies idyllische Böldchen, in einem einsamen Felsenthale eingeschlossen, wie im Schutze vor dem Sturme der Zeiten. Da der Künstler sich in der Mannigfaltigkeit dieses Gegenstandes gefallen hat, so haben wir noch zwey Bildchen mit Gruppen von Schafen vor uns, die auf sehr verschiedene Weise gedacht sind, und die Eintönigkeit der lieben Schafnatur sehr angenehm unterbrechen. In dem oben bezeichnetem Bilde hat der Künstler durch keinen andern malerischen Effect den Beschauer zerstreuen und von den beabsichtigten Vorstellungen ableiten wollen, und daher eine Eintönigkeit darüber verbreitet, die dem Gegenstande vollkommen angemessen ist.

23.

In dem einem dieser Bilder sehn wir eine kleinere, sehr schön geordnete Gruppe, deren Krone ein stolzgehörnter stehender Widder ist. Er sowohl als die zusammenliegenden Schafe sind wohlgenährte Prachtexemplare ihrer

Art, wie sie von einem schlauen Pächter etwa dem mit Kennermine spähenden Käufer als Proben einer ächten Merino: Herde vorgewiesen werden. Ein röthliches Licht ist über ihre weiße Wolle verbreitet; nur das unbedeutendste Schäfchen liegt im vollen Lichte, die übrigen sämtlich im Halbschatten, welches sehr vortheilhafte Wirkung thut.

24.

Das andere fällt noch mehr ins Auge: mehrere Schäfchen haben sich an ein Felsstück gelagert, auf dessen bemooseter Fläche eine lecke Ziege mit ausgestreckten Vorderfüßen wiederkäuend liegt, und munter umherschaut; hinter ihr wölbt sich Gesträuch, wie zum Dache, über die Gruppe. Dies Bildchen hat etwas sehr anziehendes, und gehört zu denen, die die Thiermalern über die bloß treue Nachahmung der Natur erheben. Es ist oft schwer zu sagen, worin das Reizende und Anziehende solcher Bilder liegt. Die Wahrheit der Dar-

stellung ist es gewiß nicht allein, denn dergleichen Gegenstände in der Natur machen doch selten einen so starken Eindruck; die Art der Behandlung ist es auch nicht allein, denn sonst müßten wir von der ängstlichen Manier gewisser Schulen mehr angezogen werden, als von ein paar meisterhaften Umrissen, die eben hinlänglich sind, um den Gegenstand kenntlich zu machen. Da nun aber Wahrheit und Behandlung dabei unentbehrlich, und doch nicht das wesentlichste sind, so erkennen wir, daß die geistige Anordnung die eigentliche Quelle unsers Vergnügens an Thiergruppen ist. Damit ist freylich noch nicht erklärt, wie der Meister es anfängt, das Wohlgefällige in das Bild zu bringen; aber es läßt sich auch dem, der ferner darüber belehrt seyn wollte, nichts anders sagen, als: der begeistigende Gedanke belebt die Welt, und so muß dein Bild in einem Gedanken leben; fühlst du den entzündenden Funken nicht, so wende dich zu andern Gegenständen. Bloße Nachahmung und zierliche Umrisse und Schatten machen noch nicht den Meister; der wird dazu geboren.

## 25.

Darum kann aber auch der Meister, vollkommen im Sinn der ewigen Natur selbst, Dinge darstellen, wie sie die Natur nie erschuf, und die doch den Stempel der Wahrheit tragen, wie die genaueste Nachahmung der Natur. Auch davon finden sich Proben in diesen Bildern; denn welcher

neuere Mahler hätte wohl die Caricatur des unedleren Menschen, nach der Fabellehre, den Satyr, charakteristisch dargestellt, als Fischbein! Wenn die Natur ihn hätte machen wollen, hätte er nur so ausfallen können, wie wir ihn hier sehen. — Hier sitzt der abentheuerliche Sohn des mythischen Alterthums auf einer Felsenspitze in den höchsten Lüften, die Pansflöte seinem kleinem Ebenbilde vorblasend, das begierig danach greift, und von der Mutter Nymphe hingehalten wird. Die Kronen der Pinien, die aus der Tiefe in das Bild ragen, reichen eben noch zu diesem Familiensitze hinauf, den sonst nur Winde und Wolken umgeben, die die Ferne der Menschenwelt kaum durchblicken lassen; eine nahe Felsengrotte, im Nebel, macht das ziegenohrige Geschlecht hier noch recht einheimisch. Dies Bild ist wie ein Märchen aus einer unbekanntem lustigen Welt, von der wir gern noch mehr sähen, da sie schon unsre Einbildungskraft beflügelt hat.

## 26.

Es läßt's uns auch der Meister nicht fehlen. — „In Livoli,“ sagt er, „das so reich an Ziegenböcken ist, die „keck und wählig auf den hügligten „Bergen herumspringen, wo es über: „all Höhlen und Grotten in den Ber: „gen giebt, die mit Bequemlichkeit be: „wohnt werden könnten, da hab' ich „mir immer Satyre, mit ihren Fa: „milien hausend, gedacht. Die Natur „scheint es hier recht darauf abgesehen

„zu haben; überall treibt sie das beliebte.  
 „Kohr zu ihren Flöten, macht die Ge-  
 „büsche dicht und schattig, durchschlingt  
 „sie mit Reben, daß die saftigen Trau-  
 „ben ihnen bis an den Mund und vor je-  
 „dem Eingange ihrer romantischen Woh-  
 „nungen herabhängen. Leicht wie Rehe  
 „hüpfen sie hinauf zu den Hügeln im  
 „rosigen Abendsonnenscheine, lassen  
 „ihre Flöten hinab ins Thal erschal-  
 „len, und laden sich muthwillig zu losen  
 „Scherzen ein.“

Die Ohren zu recken,  
 Wo Nymphen in Becken  
 Der Quellen sich waschen,  
 Und rüstig bergauf  
 Bergwieder im Lauf  
 Die Spröden zu haschen,  
 Das jemet in Wäldern,  
 In Grotten und Feldern,  
 Dem wähligen Volke,  
 Bocksobrig und leicht. —  
 Gelegenheit fleucht,  
 Wie Wasser und Wolke &c.

In einem Thale, wo jede Art von Frucht zur vollen Reife gediehen und im Ueberflusse vorhanden ist, schwelgt dies lüsterne ziegenohrige Geschlecht. Die Gegend ist mit dem höchsten Reize der Jahreszeit geschmückt; das reife Obst, die vollen Trauben hängen und liegen überall umher, wo die steifen Bocksbeine des Satyr's hintreten. Ein kleiner Satyr ist auf einen Baum geklettert, und laßt einem alten, der lecker hinauf blickt, Trauben herunter, wozu dieser schon den Schlauch unterm Arme hat; vier Kinder sitzen

beysammen, und schlürfen mit kindischer Gier den Rebensaft aus Schalen; ein anderer, nach anderm Getränke lüsternd, macht sich an eine Nymphe, die eine Ziege melkt, und sich mit Lachen nach dem Durstigen auf ihrem Rücken umsieht. In der Ferne sitzt eine ganze Gesellschaft Satyre um ein hochloderndes Feuer herum, an dem Eingange einer hohen Grotte. — Ein sehr unterhaltendes Bild! Dies Volk (obwohl von den Alten zu den Halbgöttern gezählt) ist ein Mittelding sonderbarer Art: zu menschlich für den Affen, zu äffisch für den Menschen; halb thierisch, und doch recht menschlich bequem und behäbig im Genuß und Müßiggange. Es scheint zu Zeiten, als ob der Mahler seine eignen Schäfer muthwillig parodirte, um den abgeschmackten und verkehrten Idyllendichter zu characterisiren, und den Satyr zur Satyre zu machen; und doch thut er das wieder so zierlich und artig, daß man sich angezogen fühlt, statt zurückgestossen.

## 27.

Sehr sinnvoll ist der Uebergang vom Satyr zum Faune, vom thierähnlichen Menschen zum verwilderten Menschen, der selbst in der Bacchischen Wuth, Geselle der trunkenen Ménade, doch noch menschlicher ist, als jener bocksfüßige Trauben-Mäsker. Dies Bacchanal scheint nach einem griechischen Vasengemälde angeordnet zu seyn; es hat fünf Figuren: ein Faun mit

einer Doppelflöte, und eine Bacchantin mit dem Tambourin, wonach drey andere Figuren tanzen: ein alter Faun und eine Bacchantin im langen Mantel und in trunkenen Stellung, beyde einen Thyrsus in Händen, dabey ein Knabe, der mit einer Fackel tanzend leuchtet. Man glaubt die Worte des Dichters zu hören:

Fortgewirbelt von des Taumels Fluth,  
Springt die Mänas; voll der raschen  
Wuth,  
Lärmend mit Crotalen und Posaunen,  
Springen krausgelockte Faunen &c.

## 28.

Sehr original und voll anmuthiger Züge ist ein zweytes Bacchanal, fünf weibliche Figuren zeigend. Eine auf einem Baumaste, weiß gekleidet, mit rothem Ueberkleide, das Haupt mit einem weißen Tuche umwunden, schlägt das Tambourin; welches auch eine zweyte thut, die das Instrument hoch erhebt, und dazu tanzt. Dies ist die einfache Musik zur Tarantella in Neapel, die dort schon oft der bacchischen Wuth sehr nahe kommt; hier aber leistet sie noch weit mehr, denn nach ihrem einfachen Rhythmus werden die abentheuerlichsten Stellungen und halbsbrechende Sprünge gemacht, dies aber von so lieblichen Geschöpfen, und auf so anmuthige Weise, wie es nicht künstlich erlernt, sondern nur in Augenblicken des überströmenden Muths

willens von den Gracien selbst geschehen kann. Auf den zartesten Armen und Händchen geht hier ein reizend loses Mädchen, das Köpfschen aufwärts gehoben, die Beine in den Hüften im Bogen herüber geworfen, umflattert von durchsichtigem Gewande; einer der schönsten jungfräulichen Körper, dessen sonderbare Stellung durch die außerordentliche Gracie, mit der sie angenommen ist, gerechtfertigt wird. Ein anderes jüngeres Mädchen ist eben im Begriff, nach dem Tact der Trommel horchend, die Händchen vorwärts emporhebend, mit dem Köpfschen durch die Arme blickend, den Sprung zu machen, der sie in die Stellung der Vorigen bringt, woben sich das klare gelbe Gewand von dem Sprunge rund aufrollt; aber sie hat etwas Unentschlossenes, will und will nicht, und sieht so artig sittsam zaghaft dabey aus, daß man sie ermuntern möchte mit dem bekannten Epigramm:

Wende die Füßchen zum Himmel nur  
ohne Sorge! Wir strecken  
Arme betend empor, aber nicht  
schuldlos, wie du.

Denn wer hätte die Warnung des eben vorhergehenden Epigramms nicht der Vorigen zugerufen? — Hinter dem zarten Mädchen sieht man einen braunen Knaben ein Rad schlagen, was den sonderbaren Tanz noch abentheuerlicher macht.

# Oldenburgische Blätter.

N<sup>ro</sup>. 12. Montag, den 29. März, 1821.

## Ueber Tischbeins neueste Gemählde.

( Fortsetzung )

29.

Bunt wie die Welt und gestaltenreich wie das Leben oder das Märchen ist dies Bilderzimmer. — Zwey Bilder hängen dort, und es ist kaum etwas von ihnen zu sagen; aber jedes für sich, und beyde wie zwey Contraste, können das Gefühl und den Gedanken lange beschäftigen; denn Gefühl und Gedanke erzeugten sie, und prägten diese einfachen Gegenstände mit ihrem Stempel aus.

Ein großer Adler, mit ausgebreiteten Flügeln, mit gierigem und scharfem Blicke, läßt sich aus der Höhe herab zu einem andern, der auf einem dürren Holze steht, und ihm entgegen schreitet. Rings umher ein Chaos von Wolken und Berggipfeln; ohne Gestalt und Farbe, nicht wie die Wolken hier unten sich zeigen, sondern wie droben, wo sie entstehen.

30.

Auf dem andern Bilde drey weiße Schwäne, auf ebner Fluth zusam-

menschwimmend, so daß einer gerade von vorn, die andern von beyden Seiten sich zeigen; sie sind dicht am Ufer des See's, umgeben von Schilf, rothblühenden Stauden und Calmus, bey einer Grotte, und unter dem vorragenden, mit Eppich behangenen Aste eines alten Baumes. Jeder scheint sein Bild in der Tiefe still zu betrachten; die Abendröthe senkt sich auf die Fluth, und erwärmt wohlthätig dies Bild stiller Ruhe.

Wer hat nicht mit Herzenslust die Kraft und Leichtigkeit, die Kühnheit und den Sonnenflug des Adlers betrachtet! wer nicht mit stillem und innigem Wohlgefallen dem edlen sanften Schwan zugehört, wenn seine ausdrucksvolle Gestalt auf dem See die langen weiten Kreise zog, und er den Himmel in der Fluth zu suchen schien! All die Lust und das Wohlgefallen finden wir in diesen beyden Bildern (29. 30.) wieder; denn hier sind nicht Bildnisse, bey denen man an einen Adler, einen Schwan, denken kann, man sieht

diese edlen Vögel selbst, in ihren eigenthümlichsten Stellungen. Der interessante Contrast ist nicht geistreicher bezeichnet worden, als in dem bekannten Gedichte, dessen erste Strophen folgende sind:

#### Der Schwan.

Auf den Wassern wohnt mein stilles Leben,  
Zieht nur gleiche Kreise, die verschweben,  
Und mir schwindet nie im feuchten Spiegel  
Der gebogne Hals und die Gestalt.

#### Der Adler.

Ich hauf in den felsigen Klüften,  
Ich brauf in den stürmenden Lüften,  
Vertrauend dem schlagenden Flügel:  
Bey Jagd und Kampf und Gewalt.

#### Der Schwan.

Mich erquickt das Blau der heitern Lüfte,  
Mich berauschen süß des Calmus Düste,  
Wenn ich in dem Glanz der Abendröthe  
Weich besiedert wiege meine Brust.

#### Der Adler.

Ich jauchze daher in Gewittern,  
Wenn unten den Wald sie zersplittern;  
Ich frage den Blitz, ob er tödte,  
Mit fröhlich vernichtender Lust.

#### 31.

Wie anders möchte die bejahrte Eiche sprechen, die der Blitz verstümmelte, ihrer Krone beraubte, und ihr innerstes Mark verkohlte! Ein dürre Stamm steht sie da, ohne andern Schmuck, als die tief gefurchten Spuren des Alters, Ehrfurcht dem Wandrer gebietend, der an ihr hinaufblickt, wie sie seit einem Jahrhundert doch noch dasteht, und doch noch dem Winter,

den Stürmen und den Ungewittern troht, unbengsam wie gestürzte Titanen; das junge Volk des üppig belaubten Waldes scheint zu ihr hinauf zu schauen, verehrend die ungebroschene Kraft des laublosen Alters. — So steht in einem Bilde ein uralter entlaubter Baumstamm da, im grauen Kleide von der Farbe des Greisenhaares, unweit des frischbelaubten grünen Waldes, mit allem Fleiße ausgeführt, der die Liebe des Künstlers zu dem Gegenstande verräth. Er sagt darüber folgendes: „Wenn in Tagen „erregter Phantasie der Pinsel lange „nur meinen Träumen und ihren lustigen Bildern gehorcht hatte, dann verweilte das ermüdete Auge und die beruhigte Seele oft mit doppeltem Wohlgefallen auf wenig beachteten Gegenständen der Natur. So erschien mir „auf einem einsamen Spaziergange diese „alte Eiche, bewundernswürdig wie „ein kraftvoller Mann, der den Stürmen des härtesten Schicksals mythig widerstanden, und sich durch der rauhesten Zeiten Sturm und Drang „bis in das späte ehrwürdige Greisenalter erhalten, und eine Reihe aufblühender Geschlechter an sich vorübergehen gesehn hatte. Es ist dies das treue Abbild einer Eiche, die im Thiergarten bey Berlin stand; wer noch lebt von denen, die sie kannten, wird sie hier im Bilde nicht verkennen.“

#### 32.

Eine tiefere, dem menschlichen Herzen eigne und wohlthätige, Empfindung

erregt das, Scheiden drohende Alter; und diese Empfindung haben wir bey einer andern bildlichen Darstellung dieses Gegenstandes. An einem abgelebten, dürren, mit Zweigen nothdürftig zusammen gebundenen Baumstamm steigt aus seiner Wurzel ein junger Baum empor, so voll üppiger lachender Früchte, daß die Fülle eines ganzen Gartens in ihm vereinigt zu seyn scheint, und ihn niederbeugt über das fette Gras. Dies Bild ist von keiner Bemerkung begleitet, und bedarf ihrer auch nicht; wir gefallen uns in der Vermuthung, daß der Künstler dabei von einem Blicke in seine eigene Zukunft überrascht worden ist; und daß ein wehmüthig freudiges Gefühl ihm die Feder löhnte, und zum bessern Ausdruck seiner Empfindungen statt ihrer wieder den Pinsel in die Hand führte. So schön und reizend, wie er zarte Mädchen und rasche volle Knaben uns an der Hand sorgloser Mütter auf der Leinwand lebendig vorzugucken weiß, so hat die Vorsehung ihn selbst gesegnet mit einer Schaar der anmuthigsten und reizendsten Kinder, an der Hand der liebevollen Mutter ihn mit der ganzen Fülle jugendlicher Lebenskraft und Liebeslust umgebend. Seine Arbeit sein Fleiß und seine Mühen sind selbst nur Darstellung seines Lebensglücks; die Gegenwart ist ihm immer Genuß, und die Zukunft; mit dem schist düster drohendem Alter; siehert ihm vielmehr Wie der geburt in dem lebendigen Bilde schöner Vergangenheit und selbst geklebter glücklicher Jugend.

33. 34. 35.

Die stummen Bilder dieser Sammlung, wenn wir diejenigen so nennen dürfen, wo der Mensch sich weder im Menschen noch im Thier wiederfindet, sprechen überhaupt so laut und unmittelbar zu dem Gefühle des Beschauers, und schmeicheln dem innern und äußern Auge auf so mannichfache Weise, daß man unter diesen Malereien wie in der wirklichen Welt zu lustwandeln glaubt, geführt von einem geübten Beobachter, der uns das wahrhaft Bemerkenswerthe, auch aus dem Dunkel der Unbedeutendheit, hervorzuziehen und auf seine eigenthümliche Weise zur Sprache zu bringen weiß. Tischbein ist z. B. kein Landschaftmaler; aber um den inwohnenden Geist der äußern unbelebten Natur zu erkennen und darzustellen, weiß er den Gedanken einer Landschaft so rein in seiner Einheit aufzufassen, daß wir hieran allein schon erkennen müßten, wie das wahre Genie des Künstlers universel ist.

Hier (33.) sehen wir eine Landschaft, die den Gedanken der höchsten Fruchtbarkeit und Fülle vegetativer Natur ausspricht; dort (34.) die abentheuerliche Bildung der Natur, die anscheinend unangemessene Massen auf zarte Formen häuft, in der schönsten aufwindenden Ranke des Flaschenkräutels; deren große saftige Blätter und schwere Früchte den schlanken, feinen, aber nervigen Stengel nicht zerreißt; und hier (35.) wiederum

ist der Gedanke reizender Einsamkeit in der Wildniß in einer höchst anziehenden landschaftlichen Anordnung meisterhaft ausgedrückt.

Das erste dieser drei Gemälde zeigt ein überlastetes Fruchtfeld: Neben und Obst, Wassermelonen und Granatäpfel, die keinen leeren Raum mehr übrig lassen; alles im höchsten Glanze des Sonnenlichtes und hochgetriebener Farben, jedes einzelne Stück ein Prachtexemplar. Hier ist nicht von künstlicher Vertheilung des Lichts und des Schattens, nicht von effectmachender Beleuchtung die Rede; höchste Fruchtbarkeit sollte gezeigt werden, und zwar nicht etwa, wie der Mensch sich einen großen Haufen einzelner Herrlichkeiten zusammen denken und anordnen mag, sondern wie die reiche Natur sie in einem vollen Guffe spendet. Denn dieser Anblick ist den Bewohnern der Terra di Lavoro und der Umgegend Neapels täglich gewährt, wie wir in folgenden Worten des Künstlers vernehmen:

„Wer sich die volkreiche Stadt Neapel (mit 440,000 Einwohnern) betrachtet, das Gewühl der wogenden Menge in den Straßen, auf den Plätzen, und im Meere selbst, sieht, der fragt sich wohl: wo nimmt nur so viel Volk auf Einem Flecke alle erforderliche Nahrung her? — Er gehe aber hinaus vors Thor, auf die Campi Phlegraei und Elysei, auf der Gräberstraße hin gegen Nola

„undversa, in die tiefe Einsamkeit, wo sich keine Spur einer ordnenden Menschenhand zeigt, wo Korn, Obst, Wein und alle Früchte und Blüthen der Erde in überschwänglicher Fülle und Mannigfaltigkeit durcheinander wachsen, — und er wird fragen: Natur! für wie viel Welten so unerschöpflicher Genuß und Nahrung? —“

Aber nicht bloß wenn es so üppig lacht, auch wenn es wehmüthig durch Thränen lächelt, muß das Auge der ewigen Natur (man verzeihe diesen Anthropomorphismus) des Menschen fühlendes Herz zum Entzücken erheben. Ein wildes Gebüsch von mannigfaltigem Holze erfüllt das Bild; (35.) im Vorgrunde ein flacher bemoeseter Hügelrücken im Walde, im hellen Lichte; neben ein paar großen Steinen auf demselben ein windbrüchiges Baumchen, das einen Ast über den Vorgrund herüberbeugt; der Wald im Schatten der Dämmerung; ein voller junger Baum im Mittelgrunde, die Nacht des Waldes hebend; aus dem Dickicht vorragend die Wipfel junger Pappeln, die von der Abendsonne hell beleuchtet werden; alles feucht glänzend, wie nach erquickendem Regen. Wir nannten mit trocknen Worten die einzelnen Gegenstände, die dies vorzüglich schöne Bildchen vereinigt; aber der magische Zauber der Beleuchtung, wie wir ihn mit Worten ausdrücken zu wollen! Der Eindruck, den sie auf den Gefühlvollen machen muß, ist trefflich angedeu-

tel in wenigen Worten, mit denen der Maler die Sendung dieses Gemäldes begleitete:

„Wenn an trüben Regentagen die  
„Sonne endlich noch vor dem Unter-  
„gange durch die Wolken bricht, und  
„ihre letzten Strahlen noch an der Wän-  
„ne höchsten Gipfeln von dem nassen  
„Laube golden wiederstrahlt, — sollte  
„dieser Anblick nicht ein von Kummer  
„belastetes Herz wieder aufrichten und  
„die süße Hoffnung in ihm erwecken  
„können, daß es gewiß Morgen wird,  
„und daß es morgen besser wird? —“

## 36.

Man braucht eben nicht vom Schicksale mißhandelt und gebeugt, nicht tiefstimmig noch empfindlich zu sein, um die Einsamkeit zu lieben und zu suchen; wo nun vollends die Einsamkeit schon ist, oder auf eigne Weise bedeutsam, — wen müßte sie da nicht anziehen! — Hier sehen wir eine einsame Höhle von aufgehäuften Felsenblöcken, wie eine tiefe Lücke schaurig dämmernd; ein großer Block verwehrt den Eingang; die weißliche Steinart ist, wie von Moos und verschiedenen Anflug, dunkler und bunter gefärbt; aus den Spalten wächst dürres, herabhängendes Gestrüpp; die wilden Formen verlieren sich in dem Dunkel der Tiefe, und die Baumwurzeln und scharfen Brüche des Vorgrundes, sehr fleißig ausgeführt, erheben und mildern die Wildheit des Gesteines. Wir haben viele Beschauer vor diesem Bilde

gesehen; alle haben dabei mit vielem Vergnügen verweilt, mehrere es den meisten Bildern dieses Zimmers vorgezogen. Wir haben grade solche Grotten in der Natur gesehen, unweit volkreicher Straßen und an viel betretenen Pfaden; daß aber ein Wanderer dabei verweilt und sich des Anblicks gefreut hätte, haben wir nicht bemerkt; ja uns selbst hat der Gegenstand in der Natur weniger angezogen, als im Gemälde. Was ist hier das Band höherer Theilnahme? Man hört darauf mancherley, aber wenig Befriedigendes, antworten; vom Künstler lesen wir folgendes:

„An einer Stelle der Stadtmauern Roms gab es einst, als Rom noch Rom war, Nebenkammern für die Soldaten; jetzt sieht man davon nur noch einige ganz verfallene Gewölbe, wie tiefe Felsenlöcher. Da mag denn wohl der Wind mit dem vielen Staube zuweilen etwas fruchtbare Erde hineinwehen und einigen leichten Gras-Samen; denn es wächst allerley langes Kraut und Gras aus den Spalten, das aber, aus Mangel an Luft und Feuchtigkeit, bald verdorrt, todt und traurig herabhängt, das Dedede der kahlen Steine noch schauriger macht, und oft wie der ergraute Bart der alten Steine aussieht.  
„Wenn ich in den warmen Sommer-  
„nächten, auf einsamen Spaziergän-  
„gen an diese Grotten kam, verweilte  
„ich oft mit größtem Wohlgefallen bey dem Anblicke der großen

„Glühwürmer, (lucidioli) die an den  
 „alten Bärten in der Tiefe herum-  
 „schwärmten, und in der beweglichen  
 „Beleuchtung ihres goldnen Glanzes  
 „die abentheuerlichsten Erscheinungen  
 „in das schaurige Dunkel brachten.  
 „Zum Andenken mahlte ich mit eines  
 „dieser verfallenen Gewölbe; aber wer  
 „kann das ewig wechselnde mahlen,  
 „was die Natur, mit eigner Belustig-  
 „ung, unnachahmlich zaubert! —“

37.

Eine andere Grotte erinnert an  
 die ungeheuern Zirkelgänge des Co-  
 liseums in Rom. Ein hochgewölbt-  
 ter breiter Gang in schönem Bogen,

(Der Schluß folgt.)

an dem, durch alle Verletzungen der  
 Zeit und alle Ergänzungen verwildert  
 der Natur hindurch, man die großen  
 Formen der schönen Baukunst erkennt,  
 und der jetzt die Wohnung wilder Thie-  
 re geworden ist. Eine Löwin deckt  
 mit ihrem Leibe und ausgestreckten La-  
 phen ihre Jungen, und blickt grimmig  
 den Beschauer an, als eines Angriffs  
 von ihm gewärtig. Fischbein hat  
 Thiere dieser Art mit ganz besondrer  
 Sorgfalt beobachtet und studirt; und  
 mahlt sie lebendig hin in ihrer schau-  
 derhaften Eigenthümlichkeit; hier macht  
 diese Wildheit noch größern Eindruck  
 durch die Wahl des Ortes.

### Merkwürdig veränderter Landpreis.

Nach einem gerichtlichen Documente  
 vom 2. May 1687. wurde die sogen-  
 nannte Hagen Bau zum Jader:Bo-  
 lenhagen aus Hano Frühlings Con-  
 curse verkauft für 1300 Rthlr. —  
 Im J. 1812. wurde dieselbe Bau,  
 jedoch stückweise, wie es während der  
 damaligen Französischen Occupation ge-  
 schehen durfte, verkauft für 18,175  
 Rthlr. — Im vorigen Jahre 1820.

wurde das Haus von der Bau nebst  
 einigen Ländereyen (welche zusammen  
 in der eben gedachten Verkaufs:Sum-  
 me mit 350 Rthlr. befaßt gewesen  
 waren) wieder verkauft für 6500  
 Rthlr. Within ist der letzte gesamm-  
 te Kaufpreis für die Grundstücke, die  
 im J. 1687. mit 1300 Rthlr. be-  
 zahlt wurden, jetzt — 21,175 Rthlr.  
 R. S.

### Torf: Sepia.

Man hat gefunden, daß stillstehen-  
 des Wasser in Torfland bey der Ver-  
 dünstung eine Substanz giebt, die eine

der Sepia gleiche Farbe liefert. (Aus  
 dem literarischen Conversationsblatt  
 vom 22. Febr. 1821. Nr. 45. Beyl.)

# Oldenburgische Blätter.

N<sup>ro</sup>. 13. Montag, den 26. März, 1821.

## Ueber Tischbeins neueste Gemählde.

( S c h l u ß . )

38. 39.

Abstechendere Contrasten lassen sich nicht leicht denken, als in dem Uebergange von jenem blutig : grausamen Thiere, in den einsamen Trümmern hoher Palläste, zu dem geselligen Liebesleben idyllischer Schäfer auf dem Blumenteppeich der verjüngten Natur. — Aber das Reich der zarten Schönheiten besitzt der auffallenden Contrasten so viele, daß wir aus seinen Gränzen nicht hinaus zu treten brauchen, um uns der Abwechslung zu erfreuen. Tischbein, der am liebsten in der heitern Unschuldswelt der Idylle verweilt, hat die Contrasten selbst der zartesten Empfindungen des menschlichen Herzens so tief gefühlt, daß sie seine Einbildungskraft lange beschäftigt zu haben scheinen. Wir finden in seinem Portefeuille sogar eine geschriebene Idylle, worauf mehrere Bilder dieser Sammlung Bezug haben, und worin die Vorstellungsart des zärtlichen Schwärmers von der Liebe und den Schönheiten der äußern Natur der des muntern und launigen Jünglings

entgegen gesetzt und mit Zartheit durchgeführt wird. Zwey schöne Bilder bezeichnen diese Absicht sehr treffend.

Der fröhliche Schäfer, (38.) ein Adonis oder Meleager an Körperformen, steht bequem an einem langen Steinsitz: angelehnt unter Bäumen und Neben, und unterhält sich mit zwey reizenden Mädchen, die Kränze gewunden und ein Korbchen mit Blumen vor sich stehen haben; die eine umarmt ihn scherzend, während die andere aus Discretion sich etwas zu thun macht; er scheint eben auf der ländlichen Schalmei ihnen beliebte Melodien geblasen zu haben; die Gegend ist lachend und südlich, die Luft warm, der Schatten labend, der Müßiggang reizend — — wer möchte ihm nicht Gesellschaft leisten und seine Fröhlichkeit theilen? wer erkennt sie nicht für den unschuldigen Leichtsin, der keine Nebenabsicht kennt, und sich in dem einfachen Genusse des Augenblicks gefällt? —

Der ernste zärtliche Schwärmer (39.) wird für gefährlicher ge-

halten, und das Sprichwort: „Stille Wasser gründen tief,“ ist der gebräuchliche Ausdruck für das, was man von ihm fürchtet. Der Künstler hat hier den Vorhang weggezogen. Man sieht den zärtlichen Schwärmer in dem gefährlichen Augenblicke des Abschiedes; er und seine Schäferin sind in Jugend und Schönheit wie für einander geschaffen; sie beugen sich im zärtlichen Schmerze zu einander; die Arme umschlingen sich, die lockigen Häupter berühren sich —. Alles, was sie umgiebt, die Natur selbst, theilt ihre Empfindungen: über ihnen neigen eine ernste Eiche und eine melancholische Fichte ihre Wipfel und Aeste zusammen, und die Lüfte rauschen ein Klage lied darin; zwei Schäfchen zu ihren Füßen neigen traurig die Köpfe klagend zusammen; ja selbst die krummen Schäferstäbe verschlingen sich zärtlich oder parodirend mit den Köpfen. Es herrscht nur eine Empfindung überwältigend in der ganzen Gegend; sitzen nicht schnäbelnde Vögel in den schattigen Zweigen? — Doch in der allgemeinen Zärtlichkeit liegt mehr als der Schmerz des Abschiedes. Der Beschauer überläßt die Liebenden ihren Umarmungen, um sich weiter umzusehen.

40. 41.

Wie der wandernde Mann, der vor dem  
Einken der Sonne  
Sie noch einmal ins Auge, die schnellver-  
schwindende, faßte,  
Dann im dunklen Gebüsch und an der  
Seite des Felsens

Schweben siehet ihr Bild; wohin er die  
Blicke nur wendet,  
Eilet es vor und glänzt und schwankt in  
herrlichen Farben:  
So bewegte vor Hermann die liebliche Bil-  
dung des Mädchens  
Sanft sich vorbey, und schien dem Pfad  
ins Getreide zu folgen.

Diese Stelle aus Göthe's Hermann und Dorothea, wie sie mit den warmen Farben tiefer Sehnsucht der Liebe gemahlt ist, erklärt uns, bey den zwey folgenden Bildern, die Absicht des Meisters, die Verschiedenheit der Empfindungsart jener beyden Schäfer, in den unwillkürlichsten Spielen der Einbildungskraft und traumähnlichen Erscheinungen, scharf zu bezeichnen; und, wahrlich! er hat aus der Seele jedes Beschauers, aus den geheimsten Erinnerungen seiner Jugend, die Töne seiner Farben genommen.

Wir denken uns den fröhlich genießenden Müßiggänger, der auf jenem Bilde die Flöte verließ, um den Lohn in der scherzenden Umarmung eines der beyden Mädchen zu genießen; sie ist seines Herzens Erwählte, sie erfüllt seine Seele in lachenden Bildern, die ihn auch, entfernt von ihr, umgaukeln. So liegt er auf weichem Rasen am heißen Mittage im Schatten einer Linde; sein Auge taucht in des weiten Himmels tiefe Bläue, wie in ein Meer des Entzückens; die süßen Bilder der letzten Umarmung schweben ihm vor, sein feuchter Blick verwirrt sich in den wallenden Büsten, und in tausend durcheinander schwim-

menden Kreisen erscheint ihm das Bild der Geliebten, mannigfaltig nach den unbewußten Erinnerungen, aber immer in dem magischen Farbenschimmer des blendenden Sonnenglanzes. — So sehn wir hier, auf *Eisbeins* Bilde, (40.) tausend glänzende verschwimmende Kreise, und in den innersten, deutlichsten, lebhaftesten schöne Mädchenköpfe, in mannigfaltigen Stellungen, die in den glänzenden Ringen eben nur herauszublicken scheinen, um gleich wieder zu verschwinden. Rings umher erkennt der geblendete Blick nichts mehr deutlich; die anmuthige Gegend, die Küsten und Hügel und das Meer scheinen in Nacht versunken; nur der dunkelrothe Horizont und sein Widerschein im Meere lehrt den Träumer, daß er lange geträumt hat, daß es wirklich schon Nacht ist, und die heitern Sonnen nur seine Seele erhellen und erwärmen. —

Nicht so der andere Schäfer, der tiefbewegte zärtliche Schwärmer. Wir haben ihn beim Abschiede gesehen; ein Abschied wie dieser will Zeit haben, auch mochte die Sonne schon ihren Weg wieder abwärts nehmen, als der Schäfer noch traurig der langen Stunden bis zum Wiedersehen am Abend gedachte, gesenkten Blickes langsam einherwandernd, als betrachtete er die einzelnen Tropfen, die seinem Auge entfallen. Aber nicht nach außen, nach innen ist sein Blick gerichtet, in die Tiefe seiner ergriffenen Seele; auch betrachtet er nichts, er fühlt und emp-

findet nur, und empfindet und fühlt nur seine Liebe, und die Leiden der Liebe sind seiner glühenden Phantasie ein schmerzlich-süßes Spiel; denn was wäre dem verliebten Schäfer die Liebe, wenn sie nicht süße Schmerzen brächte! Doch die Geliebte soll ja bald erscheinen; wehmüthig, aber selig, erhebt er den Blick:

„Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?  
„Goldne Träume, kommt ihr wieder?  
„Weg, du Traum, so Gold du bist!  
„Hier auch Lieb' und Leben ist.“

Mit hochklopfendem Herzen blickt er zu den hohen Triften hinauf, von denen sie heimkehren soll. Dort hat sich schon die Sonne hinter die Berge hinabgesenkt; Aurorens rosenfarbiger Schleier breitet sich am dunkelnden Himmelsgewölbe aus; die zärtliche Farbe belebt ihm das Bild der zarten, sanften, bescheiden lächelnden Geliebten am Himmel selbst. Sein thränenfeuchter Blick schwimmt in dem Rosenmeer, seine ganze tiefbewegte Seele scheint hinaufgezogen zu werden in den Himmel, sein Auge hängt unaussprechlich selig an dem Anblicke. — Der Meister hats ihm aus der Seele gestohlen, und da schwebt es in dem Rahmen: (41.) sanfte, zarte, fast sehnsüchtige, aber bescheiden und sittsam blickende Mädchenköpfe, mannigfaltig gewendet, umhaucht von rosenfarbnem Aether; und rings umher ist braune Nacht, im Thal und auf den Bergen. — Aber im Himmel ist's ewig rosenroth, — da wohnt des Schäfers Liebe.

Da hängen beyde Bilder vor Dir; du betrachtest sie lächelnd. Treten dir eigne süße Bilder aus dem Schoße der Erinnerung vor die Seele? wohin wenden sie sich? zu dem sanften Magnete, den glühenden Sonnen? — —

## 42.

— Wie? du wendest den Blick ab? zur Seite hin? — Unbesonnener! Du bist erwacht aus den süßen Träumen, und hast nun wieder die bunte Welt vor dir. — Doch die Wirklichkeit ist hier nicht schal und leer: „Hier auch Lieb' und Leben ist.“

Eine große Landschaft, etwa  $3\frac{1}{2}$  Fuß hoch und vier Fuß breit. Rechts im Bilde schließt sich eine sehr schöne Gruppe südlicher Bäume, eine immergrüne Eiche, eine Eypresse, eine Pinie und eine Palme, schlanke, hochstämmige Prachtbäume, auf einer Felsenerhöhung reizend zusammengestellt, an einen noch höhern Felsen an. Links im Bilde gleichfalls ein hoher, sanft absinkender Felsen, der sich in Wald und Ebene verläuft. Aus dem Walde tritt ein breiter Strom in weiten Krümmungen hervor, und ergießt sich ins Meer, auf dessen Horizonte sich in schönen Formen einzelne Inseln erheben, wie man sie aus der Grotte der Circe sieht und von andern hohen Gesichtspuncten am Mittelländischen Meere. Weit und offen sieht man hier das Meer; reich, üppig und mannigfaltig die sanft gestreckten hügelichten Landzungen in den vielen Krümmungen des

Stromes; still und heimlich die Schatten des Waldes und die, aus den ruhig breiten Fluthen wiederstrahlenden Bilder einzelner, auf kleinen Inseln vorragender, dickbelaubter, kräftiger Eichen.

Im Vorgrunde sieht man links eine Gruppe Schafe und Ziegen, von den schönsten ihrer Art, rechts aber Müßiggänger einer ganz andern Gattung. Eine große Menge schöner Nymphen nämlich hat sich am Hügel auf weiches Moos gelagert, einem Schäfer zuzuhorchen, der die Flöte bläst; ein anderer Schäfer scheint waterdessen lose Scherze zu treiben. Auch Satyre sieht man die Schönen im Horchen stören; einige volle rothbackige Knaben spielen mit einem gefangenen Hasen; und einladende südlische Früchte sind auf dem Rasen zusammen getragen.

Wie diese große Landschaft gewissermaßen den Schlußstein der ganzen Sammlung kleiner Bilder macht, und darum wesentlich zu ihr gehört, so wähnt man hier in der Nymphen-Gruppe die wirklichen Modelle jener frühern reizenden Traumbilder zu sehen. Man schaut sich verwundert um in dieser artigen Gesellschaft; man glaubt hier Gestalten wirklich wieder zu sehen, deren Bekanntschaft man im Traume machte. Der muntre Schäfer ist hier recht zu Hause; aber wo finden wir den zärtlich schwärmenden? — Wenn wir nicht irren, so hat er sich mit der Geliebten aus diesem allzubunten Hausen in die Einsamkeit geflüchtet; denn

oben, unter den fremden Bäumen, sieht man, bescheiden angedeutet, zwei einsame Gestalten, die nicht zweifeln, daß man unter solchen Umständen „ungestraft unter Pamen wandeln dürfe.“ — Wie ungestraft aber auch der Zuschauer die vielen reizenden Nymphen, die ihn früher einzeln entzückten, hier beisammen betrachten darf, das ist eine andere Frage, und es läßt sich denken, daß die Träume ihn wieder leise beschleichen werden, und daß nun er selbst Sonnen sehen wird, und jede Sonne mit einem andern Gesichtchen ihn anlächeln und das reizende Chaos ihm bald die Sinne verwirren wird. —

Um solches Unheil zu verhüten und das erregte Blut abzukühlen, theilen wir ihm des Meisters ruhige Aufmerksamkeit zu diesem Bilde mit: „Hier sollte sich alles vereinigt finden, was einzeln schön ist, und verbunden eine schöne Landschaft macht. Die Erde im Frühlingschmuck, das große Meer mit Inseln und Vorgebirgen, Flüsse,

„die sich durch Thäler winden, Hügel, „Gebüsche, Berge und Bäume. Auf „eine Anhöhe stellte ich die Baumgruppe zu Frascati: eine Eypresse, eine „Pinie und eine große immergrüne „Eiche, denen die hinzugesetzte Palme „nicht fehlen durfte, da sie den großen Strauß vollkommen ründet. Alles Schrofte in den Felsen habe ich „vermieden, ließ die Linien der Hügel allmählig steigen und sinken, und „die Ebenen sich hintereinander verlaufen, daß nichts Eckiges und Hartes „das Auge beleidige. Zu diesen Schönheiten der Landschaft mußte sich schönes Leben gesellen; ich dachte mir „Gestalten, wie sie der erregten Einbildungskraft vorschweben, wie man sie in Büschen, auf sonnigen Hügeln, „unter Bäumen gelagert, oder in kühlen Grotten ahnet, Nymphen, Faunen, Satyre, Schäfer und Schäferinnen, zusammengeleckt durch die weichen Töne und sanften Melodien eines ländlichen Flötenspielers.

A. von Kennenkampff.

## E t w a s

zur Berichtigung des Urtheils über eine Kuhpockenimpfung.

Zu Bohlenberg im Kirchspiel Zertel, wo sich bekanntlich die Blattern aus Ostfriesland eingeschlichen haben, und wo sich in dem Augenblick, wo ich dieses schreibe, noch drei Blatterranke finden, ist ein Fall vorgekom-

men, der für Impfarzte einiges Interesse haben, aber nicht für neu angesehen werden kann, den aber ein Theil des dortigen Publikums dazu anwendet: die Kuhpocken-impfung in Beruf zu bringen. Deswegen muß die-